1,60 DM / Band 286
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Briefe aus der Hölle



Belgien F 35   Frankreich F 5.-   Italien L 1300   Luxemburg F 35   Niederlande f 2.-   Spanien P 100



Briefe aus der Hölle

John Sinclair Nr. 286

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 27.12.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Briefe aus der Hölle

Das Licht der Schreibtischlampe warf einen hellen Kreis auf das Papier und beleuchtete auch die Hand, die den Federhalter hielt. Es war eine kräftige, leicht gebräunte Hand, die einige Altersflecken zeigte. Der Schreiber des Briefes hatte die Fünfzig bereits überschritten.

Er hockte leicht gebückt und etwas verdreht vor seinem Schreibtisch, konzentrierte sich auf seine Arbeit und störte sich ansonsten um nichts. Die Worte - zu einzelnen Sätzen zusammengefügt - flossen glatt und sicher aus seiner Feder.

Er unterbrach seine Tätigkeit kaum, und als einziges Geräusch war das Schleifen der Feder über das glatte Papier zu vernehmen.

Ansonsten herrschte eine nahezu bedrückende Stille in dem kleinen Raum, der auch nur diese eine Lichtquelle besaß. Die alten Möbel verschwammen im Schatten der Wände, und nur die Fensterscheibe blinkte matt wie poliertes Gußeisen.

Der Mann sah aus, als wollte er sich nicht stören lassen. Er hatte bereits drei Blätter vollgeschrieben, legte jetzt auch das vierte zur Seite und nahm ein nächstes in Angriff.

Sorgfältig malte er die Zahl 5, nickte zufrieden und fuhr in dem Satz fort.

Nichts brachte ihn aus der Ruhe. Er wunderte sich nicht einmal darüber, mit welch einer gestochen scharfen Schrift er die einzelnen Worte zu Papier brachte.

Es war später Abend. Die meisten Menschen in dem alten Wohnblock lagen bereits in den Betten. Nur hinter wenigen Fenstern brannte noch Licht.

Niemand störte den Mann, er schrieb weiter und hatte fast die fünfte Seite vollgeschrieben, als hinter der Zimmertür Schritte aufklangen. Für einen Moment hob der Schreiber den Kopf, in seinen Augen zuckte es, dann senkte er seinen mit grauen Haaren bedeckten Schädel und schrieb weiter.

Die Zimmertür lag in seinem Rücken. Er schaute nicht nach hinten und sah deshalb auch nicht, daß sich die Klinke sehr behutsam nach unten bewegte.

Jemand wollte das Zimmer betreten, doch diese Person zögerte noch.

Wahrscheinlich deshalb, weil sie den Schreiber bei seiner Arbeit nicht stören wollte.

Spaltbreit wurde die Tür aufgedrückt, und sie schwang lautlos in das Innere des Zimmers.

Mit der Öffnung drang etwas sehr Seltsames in den Raum.

Ein beißender scharfer Geruch, der aus allen möglichen Düften widerlichster Art zusammengesetzt war, aber von einem Stoff überlagert wurde.

Es stank nach Schwefel!

Noch war nichts zu sehen, doch schon bald änderte sich dies. Erste Wolken drangen in den Raum. Sie schimmerten leicht gelblich, verteilten sich wie ätzender Brodem und bekamen, je mehr Wolken nachfolgten, eine grünlichere Färbung.

Es folgte eine Hand.

Nein, eine Klaue. Schwarz wie die eines Tieres. Mit Nägeln versehen, die ein wenig heller schimmerten und eine gekrümmte Form zeigten. Eine schreckliche Kralle, die eigentlich keinem Menschen gehören konnte, sondern einem Tier.

Die Kralle mündete in einen Arm, der ebenso dunkel aussah, mit Fell bedeckt war und in der oberen Hälfte in einem dunkelroten Vorhang verschwand.

Wer trug ein solches Gewand? Es gab nur einen, der so auftrat: Jemand den die Menschen von Anbeginn der Zeiten haßten und fürchteten. Der sich verwandeln konnte in einen schönen Jüngling

oder ein häßliches Monstrum. Der sich den Menschen hin und wieder in einer bockfüßigen, ziegenköpfigen Gestalt gezeigt hatte und der einen Namen besaß, der Angst und Panik verbreitete.

Es war der Teufel!

Und genau er war es, der die Tür so vorsichtig geöffnet hatte und das Zimmer betrat.

Sein breites, häßliches Maul verzog sich zu einem Grinsen, doch es drang kein Laut über die widerlichen Lippen. Das Gesicht lief unten am Kinn in einem Dreieck zu. An der Stirn wurde es breiter, wobei die Nase kaum zu sehen war, sehr genau aber die hochstehenden Nüstern, aus denen feine Rauchschwaden krochen und vor der häßlichen Teufelsfratze allmählich zerflatterten.

Eigentlich besaß der Teufel pechschwarze Haare, doch er hatte sich eine dunkelrote Kappe übergestreift, die sehr eng an seinem Schädel auflag, die Stirn noch mehr zum Vorschein kommen ließ, so daß die beiden Hörner doppelt so groß wirkten, wie sie tatsächlich waren.

So sah der Satan in all seiner Scheußlichkeit aus. Er stand im Zimmer, hatte eine Klaue auf die Klinke gelegt, drückte die Tür allmählich wieder zu, wobei sie kein Geräusch verursachte, als sie ins Schloß fiel.

Falls der Mann am Schreibtisch dennoch etwas bemerkt hatte, so ließ er es sich nicht anmerken. Er blieb in seiner gebückten Haltung hocken und schrieb weiter.

Der Teufel wartete einen Moment. Der Blick seiner stechenden dunklen Augen glitt zum Fenster. Er nickte, als er sah, daß auch von draußen her kein Licht in das Zimmer fiel.

Dann ging er langsam vor.

Er schlich, er schwebte, kein Geräusch begleitete ihn, nur die nach Schwefel stinkende Wolke hielt sich immer in seiner Nähe, denn sie war für ihn eine Art Markenzeichen.

Einen halben Schritt hinter dem schreibenden Mann blieb er stehen.

Durch seine häßliche Gestalt lief ein Zucken, als er auf den gebeugten Nacken des Mannes schaute, seine Arme ausstreckte und die widerlichen Krallen um den Hals des Menschen legte.

Er drückte nicht zu, doch der Mann zuckte zusammen, als er die Berührung verspürte, und seine rechte Hand glitt zur Seite. Die Feder verließ das Papier, ein zittriger Streifen blieb auf der weißen Fläche zurück und wurde auf der Schreibtischplatte verlängert.

»Ich bin da, Henry!« sagte der Satan. Er sprach mit einer seltsam zischenden Stimme, und diesmal drang nicht nur der Qualm aus seinen Nasenlöchern, sondern auch aus dem Maul.

Der Schreiber blieb ruhig sitzen. Wenigstens so lange, bis der Teufel seine Klauen zurücknahm. Dann drehte der andere sich gemächlich um, wobei er auch die Beine herumschwang, damit er seinen Nacken

nicht verdrehte.

Henry legte den Kopf zurück.

Er und der Teufel starrten sich an.

Der Satan grinste. Es war in der Tat ein diabolisches Grinsen, wie man es eben von ihm erwartete. »Du weißt, wer ich bin, mein lieber Henry?« fragte er mit falscher Freundlichkeit.

»Der Teufel!«

Satan lachte, und aus seinem Mund drang eine giftgrüne Schwefelwolke, vermischt mit Schleim. »Herrlich geraten, mein Bester. Fantastisch, kann ich nur sagen. Wirklich excellent.«

Der Schreiber saß stumm da und schaute den Satan nur an. Er fürchtete sich nicht, besaß keine Angst, und in seine kühl blickenden Augen trat kein Funken Gefühl. Der Mann hatte ein zerfurchtes Gesicht. Die Unterlippe war ein wenig vorgeschoben. Seine Nase zeigte einige rote Flecken, die Haut wirkte trotz der Bräune alt und lappig.

»Du hast geschrieben, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und sogar sehr schön!« kicherte der Teufel. »Weißt du eigentlich, daß es nicht deine Handschrift ist?«

Henry nickte.

»Wie kommt es wohl, daß du dennoch so glatt und sicher die Buchstaben auf das Papier bringen kannst, wobei du doch ansonsten keine Geistesleuchte bist.«

»Jemand hat mir geholfen und mich geführt.«

Da schüttelte der Satan den Kopf, und die Schwefelwolke breitete sich noch stärker aus. »Nicht nur einer hat dir geholfen. Es waren zwei. Einmal er und einmal ich. Mich kennst du jetzt. Aber weißt du, mein Freund, wer er war?«

»Ich glaube mich zu erinnern.«

»Dann sag es, schnell.«

»Gideon Torry!«

»Ja«, schrie der Satan und rieb sich seine Klauenhände. »Du hast recht, er war es tatsächlich. Gideon Torry, der Henker, der Massenmörder. Und du bist Henry Torry, einer seiner vielen Nachkommen, die er aus dem Jenseits und mit meiner Hilfe beglückt…« Der Teufel brach in ein rasendes rauhes Gelächter aus, das durch den Raum hallte. So heftig, wie es aufgeflammt war, so schnell brach es auch wieder zusammen. »Und jetzt lies mir vor, was Gideon diktiert hat.«

Henry Torry nickte, drehte sich wieder um und begann mit leiser Stimme zu lesen.

Es war ein langer Brief, und er enthielt nur Grausamkeiten und finstere Drohungen, die der längst verstorbene Henker ausstieß. »Doch

der Teufel hat mir geholfen«, sagte Henry zum Schluß. »Er leitete alles in die Wege. Ich bin noch da, die Menschen werden es merken…«

»Gut hast du das gemacht«, lobte Asmodis seinen Schüler. »Sogar vorzüglich. Ich gratuliere.«

»Das war nicht ich.«

»Klar, ich weiß, mein Bester. Aber Gideon steckt in dir, wie du gemerkt hast. Er hat wieder Kontakt mit der Erde. Mit den Lebenden. Ich habe ihm Hilfe gegeben, und er will weitermachen. Sein Geist in deinem Körper oder auch beschützend über dir schwebend. Du, Henry Torry, wirst seinen Namen in Ehre halten, und du mußt es mir und ihm gleich beweisen.«

Henry nickte. »Was soll ich tun?«

Der Satan winkte ab und drehte seinem Günstling gleichzeitig den Rücken zu. »Es ist nicht viel«, erklärte er. »Eine Kleinigkeit. Lappalie sagt man bei euch…«

»Sag es!«

»Ich zeige es dir!« rief Asmodis, machte so heftig kehrt, daß sein Umhang flog. Unter ihm zog er etwas hervor, daß er triumphierend in der Hand hielt.

Es war das, was Gideon Torry in seinem Leben so ausgezeichnet hatte.

Eine Schlinge!

Sorgfältig geknüpft, mit einem Zugknoten versehen, damit sie um jeden Hals paßte.

Der Satan hielt sie in der Hand, hob seinen Arm etwas in die Höhe, so daß er genau durch die Schlinge schauen konnte, wobei sich sein häßliches Gesicht zu einem noch häßlicheren Grinsen verzog.

Ein wenig bewegte er die Hand. Gerade so viel, damit die Schlinge pendeln konnte. »Siehst du sie?« flüsterte er dabei. »Siehst du dieses kleine Stück der Erinnerung an deinen Ahnherren?«

»Ja, mein Gebieter!« Henrys Augen begannen zu glänzen. Sein Körper streckte sich. Er reckte die Arme, um nach der Schlinge zu greifen, doch der Teufel zog sie ihm weg.

»Noch nicht!« sagte er. »Warte eine kleine Weile. Ich werde dir erst sagen, wen du umbringen sollst.«

Henry nickte.

Der Satan aber beugte sich vor, neigte sein Maul bis dicht an das Ohr des Mannes und flüsterte einen Namen.

Henry erschrak, und der Satan fuhr zurück. Mit vorgestrecktem Arm und wie ein in der Pose erstarrter Balletttänzer blieb er stehen, wobei sein Finger auf Henry Torry deutete.

»Willst du nicht?« fragte der Satan.

»Doch, ich will!«

»Dann steh auf und geh!« Er warf Henry die Schlinge zu. Der Mann

fing sie geschickt auf und lenkte seine Schritte auf die Tür zu. Um seine Tat zu begehen, brauchte er nicht einmal die Wohnung zu verlassen…

***

Man konnte von Shelly Torry nicht behaupten, daß sie gut schlief.

Deshalb nahm sie bereits seit Jahren Schlaftabletten, um ins Reich der Träume zu gleiten.

Wenn ihr einmal die Augen zugefallen waren, gab es auch nichts, was sie noch aufweckte. Da konnte neben ihrem Bett der Blitz einschlagen und der Donner grollen, sie schlief weiter.

Das wußte auch ihr Mann.

Seine Hände spielten mit der Schlinge, als er die quadratisch angelegte Diele betrat. Alle Türen der Wohnung zweigten von hier aus ab, und das gemeinsame Schlafzimmer lag direkt gegenüber.

Henry hatte die Tür hinter sich geschlossen. Dennoch schaffte es der Teufel, durch das Holz zu kriechen.

Eine Rauchwolke entstand, der Schwefelgeruch verstärkte sich, und plötzlich stand er wieder neben ihm.

»Tu's!« zischte er dem Mann ins Ohr.

»Und dann?«

»Wirst du schon sehen, mein Lieber. Es gibt für dich viel zu tun, denn du bist nicht der einzige in dem höllischen Reigen. Ich habe noch einige Briefschreiber…«

»Wer denn?«

Der Satan stieß ein glucksendes Gelächter aus. »Das werde ich dir nicht sagen. Vielleicht erfährst du es früh genug, aber nun lauf, damit ich sehe, wie gut du mir gehorchst!«

Henry hatte sich längst entschlossen. Er lenkte seine Schritte zielstrebig auf die Tür des Schlafzimmers zu, hinter der seine Frau schlief und nichts merken würde.

Bevor der Mann die Klinke nach unten drückte, drehte er sich noch einmal um.

Der Teufel stand im Hintergrund und lächelte. Ein seltsames Licht umflorte ihn. Es war dunkel und dennoch hell. Völlig unnatürlich, aber Henry konnte die Gesichtszüge des Satans erkennen.

»Viel Glück«, sagte Asmodis. »Ich wünsche es dir von meinem ganzen satanischen Herzen.«

»Ja, ja.« Der Mann nickte, drehte sich wieder und legte seine Hand auf die Klinke.

Shelly schloß nie ab. Das hatte sie auch an diesem Abend nicht getan, und die Tür schwang beim leichtesten Druck auf.

Wie eine graue Schattengestalt blieb der Teufel in der Diele stehen und schaute seinem Günstling nach, der sich über die Schwelle schob

und in das Dunkel eintauchte.
Für einen Moment blieb er im Finstern stehen. An der rechten Seite sah er schwach die Umrisse des Fensters. Auch das breite Doppelbett zeichnete sich ab, der Schrank ebenfalls, und er hörte das ruhige Atmen seiner Ehefrau.
Bald würde sie nicht mehr atmen…
Henry Torry, der sich völlig in den Klauen des Satans befand, grinste und zog seine Lippen weit zurück. Mit traumwandlerischer Sicherheit fand er den Lichtschalter, betätigte ihn und schaute zu, wie die Schalenleuchte an der Decke hell wurde.
Er brauchte keine Angst zu haben, daß Shelly erwachte. Die Schlaftabletten wirkten, zudem waren es im Laufe der Zeit immer stärkere geworden.
Er schaute auf das Bett. An seinem Fußende war er stehengeblieben, sah die Frau und schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihm ausgegossen.
Fast 30 Jahre waren sie miteinander verheiratet. Beide waren nicht schöner geworden, aber als er Shelly so im Bett liegen sah, wobei ihr graues Haar auf dem hellen Kissen auf ihn wie ein schmutziger Fleck wirkte, da merkte er plötzlich, wie sehr er diese schlafende Gestalt haßte, obwohl sie seine Frau war.
Ihr Gesicht wirkte gelöst. Die Bettdecke war zur Seite gerutscht. Henry sah den grauen Stoff des Nachthemds und schüttelte sich. Wie konnte man nur ein graues Nachthemd anziehen. Ebenso grau wie die Frau selbst und der verdammte Alltag, in dem sie beide steckten und sich nichts mehr zu sagen hatten.
Ihr Mund stand offen. Leise röchelnd drang der Atem über ihre Lippen.
Davor sprühten kleine Speichelbläschen, die Gesichtszüge wirkten entspannt.
Henry faßte die Schlinge fester. Der Teufel hatte ihm einen Auftrag gegeben, ihn würde er auch ausführen.
Seinen großen Meister selbst sah er nicht mehr. Der hatte es vorgezogen, draußen zu bleiben. Das konnte er auch, denn er wußte die Aufgabe in guten Händen.
Henry Torry schritt über das Bett herum. Er ging an der Seite entlang, denn dort schlief Shelly.
Unwillkürlich ging er auf Zehenspitzen. Der alte Sisalteppich dämpfte seine Schritte, und als er mit der Fußspitze gegen die abgestellten Pantoffeln stieß und diese über den Teppich rutschten, zuckte er zusammen.
In Kopfhöhe blieb er stehen. Dabei senkte er seinen Blick, streckte den linken Arm aus und ließ seine Hand auf der Schulter seiner Frau liegen.

Für einen Moment blieb er in der Haltung. Er spürte die Wärme der Haut durch den groben Stoff und schaute noch einmal in das völlig entspannte Gesicht.

Lächelte sie etwa?

Kaum, dazu hatte sie auch keinen Grund.

Henry Torry atmete schnaufend. Er zog die Schlafende zu sich herüber, und als sie schräg lag, da richtete er sie auf, indem er eine Hand hinter ihren Rücken legte und sie abstützte.

In dieser Haltung blieb sie.

In der Linken hielt er die Schlinge. Der Kopf war zur anderen Seite gekippt, das störte ihn nicht. Die Henkersschlinge war groß genug, um sie auch in einer Schräglage um den Hals legen zu können. Henry mußte sie am Knoten zusammenziehen.

Er machte es so professionell, als hätte er nichts anderes in seinem Leben getan.

Noch ein Ruck.

Dann saß sie fest.

Mit beiden Händen packte Henry Torry den Strick. Sein Mund verzog sich, in seine Augen trat ein fanatisches Leuchten, und er dachte daran, daß der Teufel mit ihm zufrieden sein konnte…

***

Gayle Torry spürte noch jetzt die Schläge in ihrem Rücken, die die Fäuste ihres Mannes wieder einmal auf ihrem Körper hinterlassen hatten. Sie brannten nicht nur auf der Haut, sondern auch in der Seele, und das war besonders schlimm. Fünf Jahre Ehe lagen hinter ihr. Vier davon waren normal gewesen, eines aber war die Hölle gewesen.

Ausgerechnet das letzte.

Gayle Torry hatte ihren Namen behalten, als sie heiratete. Irgend wie war es ihr wie ein Wink des Schicksals vorgekommen, und nun saß sie in ihrem kleinen Fiat und fuhr durch die Nacht.

Diesmal war er zu weit gegangen. Er hatte sie gedemütigt, geschlagen und seine Wut an ihr ausgelassen. Daß er betrunken war, ließ sie als Entschuldigung nicht gelten, nicht mehr…

Ihr blieb die Flucht.

Zum Glück hatten sie keine Kinder, aber Gayle war es endgültig leid, mit einem Alkoholiker noch länger zusammen zu leben. Sie zerstörte sonst ihr Leben, und das mit 26.

Nein, ohne sie.

Dabei wunderte sie sich, wie ruhig sie noch den Wagen durch das nächtliche London lenken konnte. Erst hatte sie sich ja ein billiges Hotelzimmer nehmen wollen, bis sie an die Worte ihres Vaters dachte, die er einmal gesagt hatte.

»Solltest du Schwierigkeiten haben, kannst du immer nach Hause kommen, Mädchen.«

Das wollte sie.

Bisher hatte sie sich bei den Eltern nie beklagt, doch in dieser Nacht wollte sie ihnen reinen Wein einschenken. Sie sollten endlich erfahren, wie es um sie stand.

Gayle Torry mußte sich konzentrieren. Es fiel ihr sehr schwer, denn ihre Gedanken beschäftigten sich mit anderen Dingen. Immer wieder sah sie das Gesicht ihres Mannes vor sich, den starren Blick seiner Augen, den offenen Mund, und sie roch auch jetzt noch den nach Alkohol stinkenden warmen Atem.

Damit war nun Schluß. An einer Ampel brachte sie ihren kleinen Wagen mit radierenden Reifen zum Stehen. Dieses Auto war ihr ein und alles. Sie hing daran, denn der Fiat gab ihr ein gewisses Maß an Selbständigkeit. Sie hatte sich in das Fahrzeug setzen und wegfahren können, während ihr Mann zu Hause bleiben mußte und dort sicherlich tobte.

Bevor die Ampel umschlug, warf sie noch einen Blick in den Innenspiegel. Dort sah sie ihr Gesicht und entdeckte auch die tiefen Falten in der Haut.

Verflixt, sie sah um zehn Jahre älter aus. Das letzte Jahr hatte an ihren Nerven gezerrt und war ihr wie ein Reißwolf vorgekommen, der sie verschlingen wollte.

Aber sie hatte widerstanden und sich keine Angst machen lassen. Tief atmete sie ein. Erst als jemand hinter ihr hupte, bemerkte sie, daß die Ampel bereits umgesprungen war. Sie hob kurz die Hand und gab Gas.

London bei Nacht. In Soho war jetzt der Teufel los, doch nicht in der Gegend von Paddington, wo ihre Eltern lebten. Sie besaßen eine Wohnung inmitten eines Wohnblocks, den der Besitzer, ein Scheich aus dem Orient, vor einem halben Jahr hatte saharagelb anstreichen lassen.

Weit brauchte sie nicht mehr zu fahren. Sie ließ den Bahnhof Paddington rechts liegen und hatte zwei Minuten später die kleine Straße erreicht, in der das Haus ihrer Eltern lag. Auch sie war in der Mietwohnung aufgewachsen, und das Mädchenzimmer stand ihr eigentlich noch immer zur Verfügung.

Ebenso besaß sie einen Wohnungsschlüssel.

Vor dem Haus fand sie keinen Parkplatz. Um den Wagen abstellen zu können, mußte sie einige Yards zurückfahren. Sie drehte den Fiat in die Lücke und atmete auf, als das kleine Fahrzeug stand.

Da ihre Eltern um diese Zeit wahrscheinlich schon schliefen, wollte sie nicht klingeln, außerdem hatte sie ja den Wohnungsschlüssel.

Gayle Torry lief eilig die paar Schritte zurück. Ihren Mantel hatte sie nicht zugeknöpft. Durch die schnellen Schritte flatterten die beiden

Hälften wie lange Tücher hinter ihr her. Sie schloß die Haustür auf.

Die alten Bewegungen waren ihr noch aus der Junggesellinnenzeit vertraut.

Mit traumwandlerischer Sicherheit fand sie den Knipser für das Licht, drückte ihn nach unten und konnte im nächsten Augenblick die breite Treppe erkennen, die sich bis zum Dach hin in die Höhe zog.

Ihre Eltern wohnten in der zweiten Etage. Sie mußte sich beeilen, denn das Flurlicht verlöschte schnell. Niemand sollte bemerken, daß sie allein und mitten in der Nacht nach Hause kam, deshalb versuchte sie möglichst leise zu sein.

Ihre Schritte waren auf der Treppe kaum zu hören. Den Wohnungsschlüssel hielt sie schon bereit und schloß auch sofort auf.

Fast lautlos betrat sie die Wohnung, machte in der Diele Licht und zog witternd die Nase hoch, denn ihr war sofort der seltsame Geruch in der Wohnung aufgefallen.

Hatte es gebrannt?

Im ersten Moment dachte sie daran, bis ihr klar wurde, daß sie keinerlei Spuren sah und sie auch feststellen mußte, daß ein Brandgeruch anders roch.

Nein, das hier war etwas anders.

Schwefel…

Ja, so roch Schwefel. Das wußte sie genau, denn sie hatte mal eine Freundin in einem Bad besucht, in dem es ebenfalls nach Schwefel gerochen hatte. Die Freundin war in diesem Ort zur Kur gewesen.

Verwundert runzelte sie die Stirn.

Gayle hatte nicht damit gerechnet, mit offenen Armen empfangen zu werden, aber seltsam war das hier schon. Die Tür zum Arbeitszimmer ihres Vaters stand offen. Es brannte die Schreibtischleuchte, aber ihr Vater saß nicht vor dem Tisch.

In der offenen Tür blieb die Frau stehen und strich sich das braune Haar zurück.

Eine in der Tat sehr seltsame Sache, die ihr hier begegnete. Da ihr Vater ein sehr ordentlicher Mensch war, konnte sie sich kaum vorstellen, daß er das Licht hatte brennen lassen, um anschließend ins Bett zu gehen.

Merkwürdig, dachte sie. Das ist alles sehr merkwürdig. Sie schritt in das Arbeitszimmer hinein, und ihr fiel sofort der Brief auf, der auf dem Schreibtisch lag.

Gayle wunderte sich über die vielen Seiten. Ihr Vater war nie ein fleißiger Schreiber gewesen, und wem sollte er so lange Briefe schreiben?

Es war zwar ein wenig indiskret, dennoch wollte sie lesen, was ihr Vater geschrieben hatte.

Kopfschüttelnd schaute sie nach unten, denn irgend etwas stimmte

da nicht. Diese Handschrift gehörte jedem anderen, nur nicht ihrem Vater.

Der schrieb nie so gestochen scharf, so abgezirkelt, so sauber. Wenn ihr Vater etwas zu Papier brachte, sah es immer so aus, als wäre ein Huhn darübergelaufen.

Ohne eigentlich zu wollen, packte Gayle Torry die einzelnen Seiten, knickte sie zusammen und steckte sie ein.

Jetzt wollte sie nur noch wissen, wo sich ihre Eltern aufhielten. Die eigenen Sorgen hatte sie plötzlich vergessen.

Gayle ging wieder zurück in die Diele und pendelte ihren Blick auf die Schlafzimmertür ein. Sicher, die Eltern waren zu Bett gegangen, aber sie mußte mit ihnen reden.

Ohne anzuklopfen, wollte sie den Raum nicht betreten. Sie pochte dreimal mit dem abgeknickten Zeigefinger gegen die Tür, erhielt jedoch keine Reaktion, so daß sie schließlich die Höflichkeit sausen ließ und die Türklinke kurzerhand nach unten drückte.

Abgeschlossen war nicht. Das taten ihre Eltern nie.

Einen Lidschlag danach traf sie der Schock ihres Lebens.

Sie sah ihren Vater und auch ihre Mutter.

Mutter war tot. Ihr Kopf hing in einer Schlinge, deren Ende ihr Vater um sein rechtes Handgelenk gewickelt hatte…

***

Gayle glaubte, dem Wahnsinn zu verfallen. So etwas Schreckliches wie das Gesicht ihrer Mutter hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen. Die völlig verdrehten Augen, der offene Mund, das Stück der Zunge, die angelaufene Haut, nein, sie konnte nicht mehr hinsehen, aber sie war auch nicht in der Lage, die Tür einfach wieder zuzurammen.

Gayle stand auf dem Fleck wie ein zu Eis erstarrter Wasserzapfen. Unfähig, sich zu rühren. Sie war schockiert und wollte einfach nicht glauben, was sie da sah.

Der Vater lachte. Es war ein rauhes, kaltes Lachen, ohne Gefühl, nur einfach so ausgestoßen.

»Aber komm doch zu mir, Kind…«

Da riß bei Gayle der Faden. Kind hatte er gesagt. Dieser Mörder wagte es, so mit ihr zu reden. Sie wurde feuerrot, wollte etwas sagen, schluckte, suchte nach dem passenden Wort, und dann spie sie es ihrem Vater förmlich ins Gesicht.

»Mörder!«

Es hallte durch das Zimmer, doch der Mann mit den wenigen grauen Haaren lächelte nur.

»Nicht ich«, sagte er. »Der Teufel. Und auch mein Ahnherr Gideon Torry. Sie haben es mir befohlen. Gideon spricht aus dem Jenseits zu

mir. Ich gehöre jetzt zu ihm. Ich werde seine Taten…«

Was er noch sagte, hörte die Frau nicht mehr. Sie hatte die Tür zugerammt und wunderte sich über ihre Geistesgegenwart, daß sie es noch schaffte, den innen steckenden Schlüssel abzuziehen, ihn außen in das Schloß zu schieben und herumzudrehen.

Jetzt war die Tür verschlossen.

Gayle taumelte in die Diele. Hätte sie sich im Spiegel gesehen, so hätte sie sich wohl kaum widererkannt. Sie sah aus wie eine lebende Leiche, grün im Gesicht, scheußlich anzusehen, und sie begann zu würgen, während sie ihren Oberkörper vorbeugte und auf die Tür zutaumelte, die ins Wohnzimmer führte.

Sie war ebenfalls nicht verschlossen. Gayle stieß sie auf, machte kein Licht, stolperte über einen Sessel, fiel fast der Länge nach hin und stützte sich an dem schweren Marmortisch ab.

Für einen Moment blieb sie so stehen, bis ihr klar wurde, daß sie sich mit einem Mörder unter einem Dach befand.

Und das war ihr Vater!

Kaum zu glauben. Sie schüttelte den Kopf, weil sie es nicht fassen konnte, ging dann weiter und sah auf dem kleinen Beistelltisch das grüne Telefon.

Schwer prallte ihre Hand auf den Hörer, bevor sie ihn von der Gabel heben konnte. Selbst die Nummer der Polizei fiel ihr im Moment nicht ein.

Sie mußte überlegen und wählte dann mit zitternden Fingern.

Als sich die ruhige Stimme des Polizisten meldete, konnte sie nur noch stottern.

Sie sagte ihren Namen, die Adresse, und als der Beamte nachfragte, war es aus.

Gayle konnte nicht mehr. Vor ihren Augen drehten sich die roten Kreise, wurden immer schneller, verursachten einen Wirbel, der sie endgültig in einen Schacht riß und damit auch in die Tiefe der Bewußtlosigkeit…

***

»Nicht ich habe getötet, der Teufel und auch mein Ahnherr waren es!«

Die gleichen Worte wie Gayle Torry sie gehört hatte, vernahm auch ich, denn ich saß Henry Torry, dem Mörder, in einer Zelle im Keller des Yard-Gebäudes gegenüber.

Irgendein schlauer Beamter hatte geschaltet und sich gesagt, daß dies ein Fall für einen gewissen John Sinclair wäre, der immer dann eingesetzt würde, wenn es sich um gespenstische Fälle handelte.

So jedenfalls sah ich es in dieser Nacht, denn ich war ziemlich sauer.

Meine Laune lag gewissermaßen noch einen Strich unter Null, denn

es ist wirklich kein Vergnügen, aus dem ersten, sehr tiefen Schlaf geholt zu werden.

Suko hatte ich im Bett gelassen. Es reichte aus, daß sich einer von uns die Nacht um die Ohren schlug. Dabei gab es keine konkreten Hinweise.

Nur eben eine Tote, die von ihrem Mann erwürgt worden war und der nun erzählte, daß ihm der Teufel die Eingabe eingeflüstert hätte.

Und noch eine dritte Person spielte eine Rolle. Eine gewisse Gayle Torry, die Tochter der Ermordeten, die auch nach ihrer Hochzeit den Mädchennamen nicht abgegeben hatte.

Soweit war ich über die Dinge informiert.

Und nun saß ich ihm gegenüber.

Es war eine kahle Zelle, die auch bei Verhören benutzt wurde. Man konnte den Gefangenen von mehreren Lampen anleuchten. Ich hatte auf die meisten verzichtet und begnügte mich mit einer.

Er hockte vor mir wie ein Häufchen Elend. Zusammengefallen, eingesackt die Schulter, die restlichen grauen Haare standen von seinem Kopf ab, die Hände waren ineinander verknotet. Das Hemd, das er trug, war wohl mal lila gewesen, jetzt zeigte es eine Farbe, die ich kaum identifizieren konnte.

Ein alter Mann, ein vielleicht gebrochener Mann, der zum Mörder geworden war.

Weshalb hatte er das getan?

So etwas interessierte mich, und ich forschte mit Blicken in seinem Gesicht nach.

Dort regte sich nichts. Der Mann schaute apathisch auf die Platte des zwischen uns stehenden Tischs. An der Tür stand noch ein Bewacher. So richtig fit war ich noch nicht. Allmählich wurde es Herbst, der Körper stellte sich um, und ich hatte zwar wirklich in einem Tiefschlaf gelegen, der schon fast einer Bewußtlosigkeit glich. Über meinen Kopf schien jemand eine Glocke gestülpt zu haben, deshalb arbeitete auch mein Gedankenapparat noch nicht auf vollen Touren.

»Sie heißen?« fragte ich.

»Henry Torry.«

Das hatte ich zwar schon vorher erfahren, dennoch wollte ich es von ihm hören. Ich griff in die Tasche und holte eine halbleere Zigarettenschachtel hervor. »Möchten Sie?«

»Nein.«

Die Schachtel verschwand wieder.

»Sie haben also Ihre Frau getötet«, stellte ich fest.

Er hob den Kopf. Sein Blick verirrte sich in mein Gesicht. Die Augen nahmen einen lauernden, irgendwie abschätzenden Zug an. »Ich habe sie zwar getötet, aber ich war es trotzdem nicht.«

»Wer dann?«

»Der Teufel!«
So etwas hatte man mir schon einmal gesagt. Ich lehnte mich zurück und krauste die Stirn. »Hat der Teufel Sie besucht?«
»Auch das.«
»Erzählen Sie mal.«
Er zierte sich ein wenig. Ich mußte ihn noch einmal auffordern, bis er schließlich mit dem Bericht herausrückte. Er begann, den Teufel zu beschreiben.
Ich hörte sehr genau zu und mußte anerkennen, daß er den Höllenfürsten tatsächlich gut getroffen hatte. So wie er ihn darstellte, war es außergewöhnlich, aber nicht ungewöhnlich, denn der Satan zeigte sich gern in dieser Aufmachung, zudem war er auch so auf zahlreichen Bildern zu sehen. Deshalb war diese Beschreibung, so exakt sie auch sein mochte, für mich noch kein Beweis.
»Und was hat der Teufel gesagt?« fragte ich.
»Er hat mir die Schlinge gegeben.«
»Mit der Sie Ihre Frau töteten.«
»Ja. Aber der Satan wollte es so.«
»Weshalb haben Sie gehorcht?«
Jetzt traf mich ein erstaunter Blick. »Ich mußte doch sein Erbe antreten.«
»Wessen Erbe?«
»Haben Sie noch nie etwas von Gideon Torry gehört, Mister?«
»Nein, klären Sie mich mal auf!«
»Gideon Torry war ein Henker. Er lebte vor mehr als 100 Jahren und wurde immer zum Hof bestellt, wenn es etwas zu tun gab. Er soll für die Queen Victoria gehenkt haben.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das mag ja alles sein. Aber wie kommen Sie dazu, sein scheußliches Erbe zu übernehmen.«
»Er wollte es so.«
»Der Henker oder der Teufel?«
»Gideon.«
Jetzt verstand ich gar nichts mehr. Ich schwieg auch, und schaute ihn mir nur an. Entweder war Henry Torry vor mir ein ganz durchtriebener Lump, der uns praktisch aus dem Spiel bluffte, oder er war tatsächlich ein von Dämonen beeinflußter Mensch.
Ein Mörder, der für seine Taten nichts konnte.
»Warum gerade Ihre Frau?« wechselte ich das Thema.
»Der Teufel machte mir den Vorschlag.«
»Haßten Sie Ihre Frau?«
»Wenn ich das Erbe des Henkers übernehme, darf ich nach so etwas nicht fragen.«
Da hatte er recht. Ein Henker konnte sich keine Gefühle erlauben. Er mußte seiner Arbeit nachgehen, dabei spielte es keine Rolle, ob er

eine Frau oder einen Mann vom Leben in den Tod beförderte.
Reue konnte ich bei Torry auch nicht erkennen. Er berichtete glatt und irgendwie selbstverständlich.
Das erschreckte mich nicht nur, er bewies mir auch gleichzeitig, daß ich diesen Mann nicht mit normalen Maßstäben messen konnte.
Möglicherweise steckte hinter ihm mehr, als wir bisher angenommen hatten. Und vielleicht war die Geschichte mit dem Teufel gar nicht so weit hergeholt.
»Sie wissen, was mit Ihnen passiert, Mr. Torry?«
»Nein.«
»Man wird Sie vor Gericht stellen und verurteilen. Sie sind praktisch auf frischer Tat erwischt worden.«
»Ich habe einen guten Beschützer.«
»Meinen Sie den Teufel damit?«
»Sicher.«
O verdammt, der sagte das mit einer so großen Lässigkeit, daß ich nicht wußte, woran ich war. Ich hätte ihm noch zahlreiche Fragen stellen können, über die Vergangenheit, zum Beispiel, und wie es zum Kontakt mit dem Bösen gekommen war, das alles schob ich auf, denn diesem Mann schien so ziemlich alles egal zu sein. Reden wollte ich noch mit ihm, allerdings später.
Ich drehte mich auf meinem harten Stuhl um und winkte dem Mann an der Tür.
»Sir?« fragte der baumlange Kerl, der Muskeln wie einst der gute Tarzan besaß.
»Sie können ihn wegbringen.«
»Sehr wohl, Sir.« Der Mann nickte, ging auf Torry zu und räusperte sich zweimal.
Torry stand auf. Für einen Moment schaute er mich an. Er machte den Eindruck eines alten gebrochenen Mannes, aber in seinem Blick las ich etwas anderes.
»Wir sehen uns wieder, Polizist«, sagte er, drehte sich um und nickte seinem Bewacher zu. Die beiden verschwanden wenig später durch eine zweite Tür.
Ich blieb noch in der Zelle stehen, denn ich mußte warten, bis der Bewacher zurückkehrte, damit er mir die in den Gang führende Tür aufschließen konnte.
»Ein seltsamer Vogel, Sir«, sagte der baumlange Polizist, als er zurückkehrte.
»Da sagen Sie was. Haben Sie so einen Gefangenen schon mal hier erlebt?«
»Nein, Sir. Der ist so ruhig. Aber Sir, wenn ich mir die folgende Bemerkung gestatten darf, stille Wasser gründen tief. Vielleicht kocht in ihm ein höllischer Vulkan. Wer blickt schon in die Seele eines

Menschen hinein. Sir?«

»Da haben Sie recht, Mister.«

Der Mann schloß mir die Tür auf. Ich fand mich in dem unterirdischen Zellentrakt gut zurecht, aber ich wollte noch nicht in meine Wohnung fahren, denn jetzt war ich hellwach. Außerdem wartete jemand auf mich, mit dem ich unbedingt reden wollte.

Es war Torrys Tochter Gayle.

Ich fand sie im kleinen Besucherraum. Sie saß dort allein und wirkte ziemlich verloren. Ihren graubraunen Mantel hatte sie nicht ausgezogen und ihn eng um ihren Körper gedrückt. Vor ihr dampfte eine Tasse Kaffee.

Mit beiden Händen hielt sie die Tasse umklammert. Bei meinem Eintritt hob sie den Kopf. Sie war sehr blaß, nur die Augen zeigten einen roten Rand vom langen Weinen.

Diese Frau hatte Schweres hinter sich, denn sie war es gewesen, die uns alarmiert hatte. Sie hatte ihren Vater entdeckt, und auch die tote Mutter.

Ein Arzt mußte ihr eine Beruhigungsspritze geben, damit sie wieder zu sich fand.

Allerdings hatte sie sich nicht davon abhalten lassen, mitzukommen, und jetzt wartete sie auf mich.

Ich lächelte ihr zu und fragte: »Kann man den Kaffee trinken?«

»Weiß nicht.«

»Ich hole mir auch eine Tasse.«

Die Kollegen vom Nachtdienst hatten ihn gekocht. Natürlich mußte ich mir Bemerkungen gefallen lassen, die auf den Kaffee meiner Sekretärin anspielten, denn ihn hielt ich für den besten der Welt, was ich oft genug anderen mitteilte.

Jetzt kam die Retourkutsche.

»Wenn er besser sein sollte, sage ich es euch«, versprach ich.

»Und wenn nicht?«

»Sage ich es weiter.«

Dann mußte ich so schnell wie möglich verschwinden, sonst hätten mich die Kollegen noch gelyncht.

Zur Hälfte hatte Gayle Torry ihre Tasse geleert. Ich nahm Platz, und bei ihr wurde ich eine Zigarette los. Auch ich zündete mir ein Stäbchen an, nahm den ersten Schluck und fand den Kaffee ganz passabel.

Ich wußte nicht, wie alt mein Gegenüber war, aber die 30 hatte sie bestimmt noch nicht erreicht, auch wenn sie in diesen Augenblicken wesentlich älter wirkte.

Ihr Gesicht zeigte scharfe Falten, und die waren sicherlich nicht erst in den letzten beiden Stunden entstanden, sondern Spuren eines nicht eben guten Lebens.

»Ich weiß, daß Sie Schreckliches hinter sich haben«, erklärte ich, »aber ich muß Ihnen leider einige Fragen stellen, was Sie sicherlich verstehen werden.«

»Natürlich, Mr. Sinclair.« Meinen Namen hatte ich ihr schon vorher preisgegeben.

»Dann möchte ich gern von Ihnen wissen, wie Sie die schreckliche Geschichte erlebt haben. Versuchen Sie sich an alles zu erinnern. Gehen Sie jeden Schritt einzeln durch.«

Die Frau preßte für einen Moment die Lippen zusammen. Zeige- und Mittelfinger drückten die Zigarette so stark zusammen, daß das Stäbchen fast platt wurde.

Ich ließ sie in Ruhe, denn sie suchte nach den passenden Worten. Als sie diese endlich gefunden hatte, begann ihr Redefluß. Sie konnte sich endlich einiges vom Herzen reden, und sie begann nicht mit der Entdeckung des Verbrechens, sondern mit ihrer Ehe, die kaputt war.

Ich war ein geduldiger Zuhörer und führte sie nur durch Zwischenbemerkungen zum eigentlichen Thema hin.

Diesmal erfuhr ich Neuigkeiten. Gayle Torry hatte vor der Entdeckung des Verbrechens noch einen Blick in das Arbeitszimmer ihres Vaters geworfen und dort etwas entdeckt, das ihr aufgefallen war.

Einen langen Brief.

»Ich habe ihn sogar bei mir«, erklärte sie und holte ihn aus der Tasche.

Knisternd faltete sie das Papier auseinander, bevor sie mir den Brief reichte.

Das waren fünf Blätter, und ich war darüber ziemlich überrascht. »Den hat Ihr Vater geschrieben?« wunderte ich mich.

»Ja, das war er und auch nicht.«

»Wieso?«

Sie deutete auf das Papier. »Schauen Sie sich mal die Schrift genauer an. Das ist nicht die meines Vaters.«

Ich warf einen schnellen Blick auf die Zeilen. »Ich kenne die Handschrift Ihres Vaters nicht, muß allerdings sagen, daß die Buchstaben heute so nicht mehr geschrieben werden. Das alles sieht mir ziemlich altertümlich aus, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ja, ich habe begriffen. Und darüber wollte ich auch mit Ihnen reden, Oberinspektor.«

»Deshalb sind wir zusammengekommen. Also, welche Bewandtnis hat es mit diesem Brief?«

»Wie ich schon sagte. Mein Vater hat ihn zwar geschrieben, aber er war es doch nicht. Jemand hat ihn aus dem Jenseits geführt und gelenkt. Ein Geisterführer oder Geisterschreiber. Ich weiß nicht, wie ich das sonst nennen soll.«

»Wissen Sie denn, wer dieser Geisterführer gewesen sein könnte?« hakte ich nach.

»Ja, ein Ahnherr.«

»Etwa Gideon Torry?«

»Genau, der Henker.«

Ich lehnte mich nach dieser Antwort zurück. Das konnte ja heiter werden. Plötzlich war ich froh, daß man mich mitten in der Nacht aus dem Bett geholt hatte. Hinter diesem Fall schien einiges zu stecken. Ich verglich ihn mit einem Eisberg, von dem wir bisher nur die Spitze gesehen hatten.

»Sie glauben mir nicht, wie?«

»Doch. Aber wie kommen Sie darauf?«

»Sie sagen nichts, Sir.«

»Ich muß meine Überraschung verdauen. Es ist ja nicht normal, daß ein Toter über einen Lebenden Briefe schreiben läßt und sich so meldet. Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Nein, wirklich nicht.«

»Darf ich ihn lesen, Mrs. Torry?«

»Gern. Ich bitte sogar darum.«

Die Blätter waren eng beschrieben worden. Es würde ziemlich lange dauern, bis ich das Geschriebene kannte. Schon nach den ersten Sätzen wußte ich, daß es eine Hymne an die Hölle oder den Teufel war. Dieser Geist aus dem Jenseits ließ Dinge schreiben, die man als erschreckend bezeichnen konnte.

Ich las sie und schüttelte den Kopf. Immer wieder brachte er den Teufel ins Spiel, der sich seiner Seele bemächtigt hatte und seinen Geist auch führte.

Der Teufel gab Befehle und wollte auch dafür sorgen, daß das Erbe des Henkers nicht verkam.

Und das paßte mir nicht.

Zudem erschreckte mich noch etwas. Henry Torry war nicht der einzige, der aus dem Jenseits geleitet wurde. Es existierten noch andere Menschen, deren Verwandte Kontakt mit lebenden Personen aufnehmen wollten. Eine schlimme Vision, denn ich hatte keine Ahnung, wer sich darunter befand.

Die ersten beiden Blätter legte ich zur Seite, nahm mir das dritte vor, senkte den Blick, und vernahm plötzlich den leisen Aufschrei der Gayle Torry.

Sofort schaute ich hoch. »Was ist denn?«

Ihr Gesicht war noch blasser geworden. Furcht hatte sich auf ihre Züge gelegt. »Da, Mr. Sinclair, sehen Sie doch, das Papier!«

Ich schaute hin.

Im ersten Moment wollte ich es nicht glauben, aber meine Augen täuschten mich nicht. Die beiden Seiten, die ich vor mir auf den Tisch

gelegt hatte, begannen sich zu bewegen. Als wären sie von nicht sichtbaren Händen erfaßt worden, so fingen sie damit an, sich allmählich aufzurollen, und auch in meinen Händen spürte ich ein seltsames Kribbeln, das seinen Ursprung in den vor mir festgehaltenen Seiten besaß.

Ich legte sie schnell auf die anderen und rechnete damit, daß sie sich ebenfalls aufrollen würden.

Etwas anderes geschah.

Die Ränder der Briefe veränderten sich. Die weiße Farbe verschwand allmählich und schuf einer anderen Platz.

Einer blutroten!

Es war kaum zu glauben, aber aus dem Papier quollen die ersten dicken Tropfen.

Es war Blut!

***

Irgendwann in der Nacht schlug der Reporter Bill Conolly die Augen auf, tastete nach rechts, und seine Finger glitten nicht über den warmen Körper seiner Frau Sheila, sondern berührten ein kaltes Laken.

Sheila lag nicht im Bett.

Das erschreckte Bill.

Er richtete sich auf, schüttelte den Kopf und versuchte, so die erste Müdigkeit zu verdrängen. Danach fiel sein Blick auf die Digital-Anzeige des Weckers.

Mitternacht war vorbei.

Entweder war Sheila wieder aufgestanden oder noch gar nicht zu Bett gegangen. Das erste konnte er streichen. Sheila schien das Bett in dieser Nacht noch gar nicht benutzt zu haben.

Weshalb?

Diese Frage stellte sich der Reporter, und er dachte darüber nach, wie es gewesen war, als sie ins Bett gingen. Das war gegen 23.00 Uhr gewesen.

Ein ziemlich müder Bill Conolly hatte zuerst das Bad aufgesucht und sich dann hingelegt. Sheila wollte etwas später kommen. Er hatte sie noch im Bad gehört, dann war er eingeschlafen.

Unruhe erfaßte den Reporter. Als normal konnte man so etwas nicht bezeichnen, und Bill Conolly, gewissermaßen ein gebranntes Kind, was Dämonen und ähnliche Wesen anging, wollte sich selbst überzeugen, weshalb Sheila nicht im Bett lag.

Er hoffte nur, daß sie sich im Haus aufhielt und nicht fortgefahren war.

Bill schwang die Beine nach draußen, reckte seinen Oberkörper und schlüpfte in die Pantoffeln. Ohne Licht zu machen, steuerte er auf

direktem Weg die Schlafzimmertür an.

Sie war geschlossen. Er öffnete sie und schaute in den Gang. Ruhig lag er vor ihm. Von Sheila sah und hörte er nichts. Das Haus schien von ihr verlassen zu sein.

Bill Conolly hatte wirklich die Befürchtung, daß Sheila nicht mehr da sein konnte, und er dachte auch sofort an seinen kleinen Sohn Johnny.

Vielleicht hatte sie ihn mitgenommen.

Daß es für Sheila nicht den geringsten Grund gab, einfach zu verschwinden, daran dachte Bill Conolly in diesen Augenblicken nicht. Er reagierte nur noch gefühlsmäßig und blieb vor der Tür des Kinderzimmers für einen Moment stehen.

Sie stand nicht offen, Bill drückte die Klinke, stieß die Tür spaltbreit auf und schaute in das Zimmer.

Zuerst sah er zwei Augen!

Sie gehörten der Mensch/Wölfin Nadine Berger. Sie hockte vor dem Bett des kleinen Johnny und wachte über seinen Schlaf.

Der Junge lag auf dem Rücken. Die Arme hatte er ausgestreckt, sein Atmen klang ruhig. Nichts war geschehen, was zu einer Beunruhigung hätte Anlaß geben können.

Blieb noch Sheila.

Bill ließ die Tür ein wenig offen, drehte sich um und wanderte den Gang hinunter. So konnte er den Wohnraum erreichen.

Draußen stürmte es. Die ersten Herbstwinde jagten über London hinweg und zerrten an den Blättern der Bäume, wobei sie einige von ihnen schon abrissen.

Das Wohnzimmer war nicht nur dunkel, sondern auch leer. Von Sheila keine Spur. Bill sah nur die Umrisse der Möbel und die großen Fenster.

Hier war sie also auch nicht.

Wo dann?

Bill überlegte hin und her. Er wollte auch nach draußen gehen, bis ihm einfiel, daß es ja noch andere Zimmer im Haus gab, wo Sheila stecken konnte.

So suchte er weiter, ging wieder zurück, schaute in ein leeres Bad, in eine ebenso leere Dusche und dachte an die Gäste- und auch an die beiden Arbeitszimmer.

Sheila besaß eines und Bill ebenfalls.

Das Zimmer seiner Frau lag in einem kleinen Anbau. Um die Tür zu erreichen, mußte Bill in eine Nische gehen. Da sie in die Wand hineingebaut war, hatte Bill den Lichtschein nicht sofort sehen können, der unter der Türritze herdrang.

Ein gelber Streifen, der eine Fingerbreite später schon auf dem Teppich versickerte.

Bill lächelte. Obwohl er sich noch nicht davon überzeugt hatte, war

er sicher, seine Frau in dem Zimmer zu finden. Er klopfte nicht an, sondern öffnete die Tür.

Sheila drehte ihm den Rücken zu. Sie saß an ihrem Sekretär, den sie auf einer Auktion ersteigert hatte. An diesem alten Möbelstück erledigte sie die anfallenden schriftlichen Arbeiten, und auch jetzt schien sie etwas zu schreiben, denn ihre Haltung deutete darauf hin.

Sie rührte sich nicht, als die Tür geöffnet wurde und Bill das Zimmer betrat. Sheila arbeitete weiter, während ihr Mann den Kopf schüttelte, denn er konnte sich die Arbeitswut seiner Frau einfach nicht erklären. Auf Zehenspitzen näherte er sich ihr, gelangte hinter den Stuhl und stellte fest, daß Sheila noch immer nichts merkte.

Sie schrieb.

Und sie schien in Trance versunken zu sein. Der Füllfederhalter glitt wie von anderen Händen gelenkt über das Papier, denn Sheila setzte kaum ab.

Bill mußte sich schon vorbeugen, um über die Schulter seiner Frau schauen zu können. Schließlich wollte er sehen, was Sheila schrieb. Bei dieser Bewegung berührte er sie, und Sheila zuckte zusammen.

Bill drückte sich wieder zurück, trat einen halben Schritt nach rechts und blieb seitlich neben seiner Frau stehen. »Schreibst du Liebesbriefe?« fragte er leise.

Sheila gab keine Antwort. Sie drehte nur den Kopf und schaute zu ihrem Mann hoch.

»Oder einen Abschiedsbrief?« Bill wollte darüber lächeln, aber es gelang ihm nicht. Auf irgendeine Art und Weise empfand er die Situation als zu unwirklich.

Sheila trug bereits ihr Bettzeug. Ein Nachthemd, das weit geschnitten war und bei dem der Stoff bläulich schimmerte. Darüber hatte sie einen dünnen Morgenmantel geworfen.

»Keines von beiden.«

Bill nickte. Er deutete auf die vollgeschriebenen Blätter. »Das sind mindestens fünf.«

»Sechs genau.«

»Alle Achtung. Da hast du dich aber angestrengt. Und an wen ist der Brief adressiert?«

Sheila hob die Schultern.

Bill stützte sich auf. »Du weißt es nicht?« fragte er erstaunt.

»Nein.«

»Aber was schreibst du denn dann?«

»Nur so.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. Das Verhalten seiner Frau kam ihm mehr als seltsam vor. Er schaute sie genau an. In ihrem Gesicht hatte sich nichts verändert. Doch etwas war anders.

Sheila hatte die kleine Kette mit dem Kreuz nicht mehr umhängen.

Ihr schlanker Hals lag frei.

Das gab dem guten Bill zu denken. Außerdem war Sheila nachts noch nie aufgestanden, wenn sie schreiben wollte, das machte sie tagsüber, und informierte Bill meistens über ihr Vorhaben.

»Stör mich jetzt bitte nicht!«, bat sie.

Damit gab sich Bill nicht zufrieden. »Was schreibst du denn, verflixt noch mal?«

»Etwas Persönliches.«

In einer anderen Situation hätte Bill abgewinkt und es hingenommen, doch nicht jetzt. Das wollte er einfach nicht glauben, deshalb nahm er sich ein Blatt und schaute darauf. Er empfand dies auch nicht als Eingriff in die persönliche Sphäre seiner Gattin, Bill wollte nicht weiter beunruhigt werden.

»Laß es!« Sheilas Stimme klang plötzlich scharf, so daß Bill zusammenzuckte.

»Wieso? Was hast du?« Er trat einen Schritt zurück, um der zugreifenden Hand seiner Frau zu entgehen. Da Sheila nicht nachsetzte, kam Bill die Chance, einige Zeilen zu lesen.

Seine Augen wurden groß. Das Blut verließ sein Gesicht, und die Haut zeigte eine seltsame Blässe. »Das ist doch nicht möglich?« flüsterte er mit rauher Stimme.

»Was ist nicht möglich?«

Bill senkte den Blick und schaute auf den blonden Scheitel seiner Frau.

»Hast du diesen Brief tatsächlich geschrieben?«

»Ja.«

»Aber es ist nicht deine Handschrift.«

»Kann sein.« Sheila hob die Schultern und ging über Bills Bemerkung einfach hinweg.

Der Reporter holte tief Luft. Er wollte etwas zu seiner Frau sagen, verkniff sich die Bemerkung jedoch und sprach mehr mit sich selbst. »Das kann nicht sein«, hauchte er. »Verdammt, die Schrift, die habe ich schon mal gesehen.«

»Wirklich?« fragte Sheila und lächelte dabei sphinxhaft.

»Ja, mir fällt es nur im Augenblick nicht ein.« Mit dem Blatt in der Hand drehte Bill einen Kreis, dann schlug er sich gegen die Stirn, ließ das Blatt sinken und schaute Sheila an. »Jetzt weiß ich, wessen Schrift das ist.«

»Und?«

»Sie gehört deinem Vater!«

***

Aus dem Papier tropfte Blut!

Es war grauenhaft, dies mit ansehen zu müssen, aber eine Tatsache.

Ich starrte auf die roten Ränder, aus denen die Tropfen quollen und allmählich zu langen Streifen wurden, die von oben nach unten über das Geschriebene rannen.

Mit Blut geschrieben! Daran dachte ich, als ich den Brief sah und ihn jetzt fallen ließ.

In diesem Augenblick sprang Gayle Torry auf. Ihre Augen waren weit aufgerissen, der Blick sehr starr, und ihre Lippen zitterten. »Mein Gott«, hauchte sie. »Wie kann das nur sein?«

Ich gab ihr keine Erklärung, sondern starrte auf die Blätter. Nicht nur das eine veränderte sich auf diese makabre Art und Weise, nein, alle fünf waren von diesem Vorwand erfaßt worden, und aus sämtlichen Rändern quollen die roten Tropfen.

»Das Blut seiner Opfer!« keuchte Gayle und schüttelte sich dabei.

Sie konnte den Blick nicht mehr auf die Blätter richten und wandte sich deshalb ab.

Ich aber schaute hin und bekam aus diesem Grunde auch die nächste Veränderung mit.

An den Rändern war das Blut aus dem Papier gequollen, doch in der Mitte breitete sich etwas anderes aus.

Ein Gesicht!

Zuerst dachte ich an menschliche Umrisse, denn ich sah zwei Augen, eine Nase und einen Mund schärfer als die übrigen Umrisse, doch ich wurde eines Besseren belehrt. Nicht ein Mensch zeigte sich mir, sondern ausgerechnet mein großer Feind und Gegner.

Der Teufel!

Es war genau seine schreckliche Visage, die sich in der Mitte des Blattes abzeichnete. Diese dreieckige Fratze mit den kalten, brutalen Augen, der hohen Stirn, aus der die Hörner wuchsen und eine leichte Krümmung zeigten. Die Haare des Teufels sah ich nicht, denn er hatte sich über seinen Schädel eine rote Kappe gestreift, die so eng anlag, daß sie alles andere verdeckte.

Henry Torry hatte mir den Satan beschrieben. Und genau so sah er aus, wie ich es von dem Mörder erfahren hatte. Die Briefe, der Mann und der Teufel standen in einer unmittelbaren Verbindung. Genaueres mußte ich allerdings noch herausfinden.

Aus den Rändern rann das Blut, in der Mitte des Briefes zeigte sich das Gesicht des Teufels, und um dieses Gesicht herum wirkte das Papier wie verbrannt. Es besaß bräunliche Ränder. Sie waren nicht scharf abgetrennt, sondern eingezackt.

Irgendwie kam mir der Satan hohnlachend vor, als er sich mir so zeigte, und ich wollte es wissen.

Mein Kreuz trug ich natürlich immer bei mir. Es war die schärfste Waffe gegen die Hölle. Rasch hatte ich die Kette über meinen Kopf gestreift, ließ das Kreuz für einen kurzen Augenblick auf meinem

Handteller liegen, um es dann zu senken.
Es bekam Kontakt!
Kreuz und Teufelsgesicht waren wie Feuer und Wasser. Ich vernahm sogar ein Zischen, sah einen grünlichen Qualm, der mir entgegenströmte und so entsetzlich nach Schwefel stank wie ich es eben von dem Satan gewöhnt war.
Unwillkürlich trat ich einige Schritte zurück, denn ich wollte das Zeug auf keinen Fall einatmen.
Die Briefe verschmorten.
Zu sehen waren sie nicht, die grünlichen Schwefelwolke hüllte sie ein.
Träge schwang sie über den Schreibtisch, zudem mir entgegen, und ich Wedelte mit der Hand, um freie Sicht zu bekommen.
Aschereste waren von dem zurückgeblieben, was Henry Torry einmal geschrieben hatte.
Tief atmete ich durch, mußte husten und wandte mich danach Gayle Torry zu.
Sie hatte natürlich alles mitbekommen und sich in eine Ecke verkrochen, um aus sicherer Distanz zuschauen zu können. Fragend blickte sie mir ins Gesicht.
Ich hob die Schultern. »Was Sie hier erlebt haben, kann man mit dem Begriff schwarze Magie umschreiben.«
»Das Brennen?« hauchte sie.
»Ja.«
Sie kam langsam näher. Die Arme sanken dabei nach unten und machten jeden Schritt pendelnd mit. »Dann… dann hat mein Vater doch nicht gelogen«, hauchte sie.
»Nein.«
Sie schüttelte den Kopf. »Mein Vater und der Teufel. Ich werde noch wahnsinnig. Das kann und darf nicht wahr sein. Ich… ich…« Sie senkte den Kopf und begann zu weinen.
Ich ließ sie, denn Tränen waren am besten, um einen Schock zu überbrücken.
Aber wie ging es jetzt weiter?
Ich dachte daran, daß ich Henry Torry einige Fragen stellen mußte, denn sicherlich hatte er mir nicht alles gesagt, was er wußte. Da steckte noch etwas dahinter.
Von seiner Tochter würde ich kaum etwas erfahren können. Die war ohne eigenes Zutun in das Karussell des Schreckens hineingeraten. Um sie sollten sich die Kollegen kümmern.
»Kommen Sie«, sagte ich zu ihr. »Wir haben hier nichts mehr zu suchen.«
»Wo soll ich hin?«
Ich hob die Schultern. »Vielleicht gehen Sie in die Wohnung zurück,

wenn es Ihnen nichts ausmacht.«
»In die meiner Eltern?«
»Ja.«
»Nein, nicht in die und nicht in die andere. Ich nehme mir ein Zimmer. Aber schlafen kann ich doch nicht nach so einer Nacht.«
Das war nur zu gut zu verstehen.
Ich verabschiedete mich von Gayle Torry mit dem Versprechen, wieder etwas von mir hören zu lassen. Zwei Kollegen begleiteten die leidgeprüfte Frau hinaus.
Was sie in diesen wenigen Stunden mitgemacht hatte, war mehr, als manche Menschen in Jahren erlebten.
Schlimm…
Es gelang mir sehr leicht, meine Gedanken auf Henry Torry zu konzentrieren, er war die einzige Verbindung, die mir überhaupt in diesem Fall noch blieb.
Zurück in seine Zelle.
Schon auf dem Weg hörte ich das harte Stampfen von Polizeistiefeln.
Eine Pfeife gellte, Stimmen schrien, und ich ahnte, daß diese Dinge nur etwas mit Henry Torry zu tun haben konnten.
Ich beschleunigte meine Schritte und hatte Glück, daß mir der Einsatzleiter über den Weg lief.
»Verdammt, dieser Kerl macht mich wahnsinnig!« schrie der Mann mit hochrotem Gesicht.
»Was ist denn los?«
»Das fragen Sie noch, Sinclair? Kommen Sie mit!«
Wir beeilten uns. Zumindest mit vier anderen Beamten erreichten wir den Besucherraum, fanden die offene Tür zum Zellentrakt und konnten das heruntergelassene Gitter sehen, das den Weg versperrte.
Dahinter stand Henry Torry.
Und was er tat, war kaum zu fassen…

***

Bills Worte standen im Raum, und der Reporter hatte seine Augen weit aufgerissen, weil dies für ihn ein Phänomen war. Sheila hatte mit der Handschrift ihres Vaters geschrieben. Vielleicht, ohne es selbst zu merken.
Das mußte Bill erst einmal verdauen.
»Es ist die Schrift deines Vaters, Sheila!« sagte er rauh und flüsternd.
»Hast du das nicht gewußt?«
Sheila schaute ihren Mann an, als wäre er ein Fremder. Sie hatte die Stirn in Falten gelegt, als müßte sie erst noch über seine Worte nachdenken, aber eine Antwort bekam der Reporter nicht.
Er faßte seine Frau an der Schulter und rüttelte sie durch. »Sheila, ich habe etwas zu dir gesagt.«

»Ja.«
»Du hast mit der Handschrift…« Bill holte noch einmal Luft. »Deines Vaters geschrieben.«
»Ich weiß es.«
Bill schlug die Blätter auf die Kante des Sekretärs. »Du weißt es also. Aber wieso? Dein Vater ist vor einigen Jahren gestorben. Wir haben es erlebt. Er ist…«
»Trotzdem.«
Bill ging zurück und raufte sich die Haare. Dabei ließ er sich in einen Sessel fallen. »Ich verstehe das nicht, Sheila. Wieso kannst du mit der Schrift deines längst verstorbenen Vaters schreiben. Das will ich von dir wissen.«
»Ich habe doch Kontakt mit ihm!«
Bill Conolly stand vor Staunen der Mund offen. »Was hast du da gesagt?«
»Ich habe Kontakt. Er hat sich gemeldet. Aus dem Jenseits klang seine Stimme.«
Bill stöhnte auf. »Das gibt es doch nicht. Welchen Grund sollte dein Vater gehabt haben, sich aus dem Jenseits zu melden, Sheila? Er ist tot, vergessen…«
»Nein, das ist er nicht.«
»Dann erkläre es mir.«
»Jemand hat sich seiner Seele bemächtigt.«
»Einfach so?«
»Ja, und ich kenne diesen Jemand. Du aber auch, Bill. Es ist der Teufel, mein Lieber.«
Der Reporter war geschockt. Sheila sprach vom Teufel. Sie nahm den Namen des Höllenfürsten in den Mund, als wäre es völlig normal, denn sie hatte ihn emotionslos ausgesprochen. »Weißt du überhaupt, was du da gesagt hast, Sheila?« fragte Bill entsetzt.
»Natürlich. Ich habe vom Teufel gesprochen. Er hat den Geist meines Vaters zu sich geholt.«
»Und das nimmst du hin?«
Sheila öffnete erstaunt ihre schönen Augen. »Warum nicht? Es ist mein Vater und er…«
»Nein, der Teufel ist nicht dein Vater!« schrie Bill. »Dein Vater ist tot.«
»Schrei nicht so, sonst weckst du den Kleinen auf.«
Bill atmete ein paarmal tief durch. »Okay, okay, ich habe die Nerven verloren, das kann man auch, wenn man mit solchen Dingen mitten in der Nacht konfrontiert wird. Ich komme da einfach nicht mit, Sheila. Das ist unbegreiflich.«
»Finde dich damit ab.«
Bill lachte bitter. »Abfinden? Nein, Sheila. Du bist da in einen

Teufelskreis hineingeraten, aus dem ich dich herausziehen will, bevor er dich ganz verschlingt.«

»Ich spreche nur mit meinem Vater.«

Bill grinste kläglich. »Jetzt sprichst du auch noch mit ihm?«

»Ja.«

»Und wie?«

»In der Nacht. Wenn ich schlafe, kommen die Träume. Dann setzt sich mein Vater mit mir in Verbindung.«

»Passiert das öfter?«

»Seit einer Woche.«

Bill war perplex und gleichzeitig geschockt. Besonders über den Verlust an Vertrauen, denn er hatte nicht damit gerechnet, daß Sheila ihn so hintergehen würde. »Weshalb hast du mir nichts davon gesagt?« hauchte er mit kaum zu verstehender Stimme. »Weshalb nicht, Sheila?« Diese Frage klang kläglich.

»Er hat es mir verboten. Ich durfte zu keinem reden. Auch nicht zu dir.«

»Aber ich hätte etwas tun können. Du wirst doch gemerkt haben, daß sich über deinem Kopf etwas zusammenbraut, Sheila. Das… das muß man einfach, weißt du…«

»Was sollte mir mein Vater antun?«

»Wenn sein Geist sich in den Klauen des Höllenfürsten befindet, kann und wird er dich vernichten, falls es soweit ist. Begreife das endlich, Sheila!«

»Du siehst es falsch Bill. Ich habe mich bereits entschieden!«

»Für den Teufel?«

Sheila schüttelte ihren Kopf. »Nein, Bill, für meinen Vater, wenn du es genau wissen willst.«

»Da gibt es bald keinen Unterschied mehr, glaub mir das. Dein Vater oder vielmehr sein Geist kann sich nicht aus den Klauen des Satans lösen. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit. Daran solltest du denken. Wir werden jetzt gemeinsam darüber nachsinnen, was wir tun können. Zunächst einmal müssen wir John Sinclair einschalten.«

»Ihn nicht«, sagte Sheila hart.

»Er ist unser Freund!«

»Ich habe meinem Vater versprochen, daß ich seinen Wünschen folge. Ich muß mich mit ihm in Verbindung setzen, und das werde ich auch tun. Noch in dieser Nacht.«

Bill ging nicht darauf ein. »Und weshalb diese Briefe?« fragte er statt dessen.

»Es ist das äußere Zeichen oder der Beweis dafür, daß der Geist des Vaters existiert.« Sheila stand auf. »Ich habe mit seiner Schrift geschrieben, er hat mir die Worte diktiert, sie stammen aus dem Jenseits, und ich werde sie mitnehmen.«

»Wohin mitnehmen?«
»Wenn ich gehe.«
Da waren für Bill Conolly völlig neue Perspektiven. »Du willst gehen, Sheila?«
»Ja, ich muß weg.«
Bill schluckte. Diese Antwort hätte ihm verdammt endgültig geklungen, und in seiner Kehle saß plötzlich ein dicker Kloß. Das Innere seines Mundes wurde rauh, er hatte kaum Speichel und mußte sich räuspern.
»Wie… wie soll ich das verstehen?« hakte er noch einmal nach.
Sheila war dicht neben ihm stehengeblieben. »Wie ich es gesagt habe. Mein Vater rief mich, und ich finde es nicht schlimm, wenn eine Tochter ihrem Vater folgt.«
»Aber nicht so!« rief der Reporter. »Sheila, dein Vater lebt nicht mehr. Willst du ihm in das Reich der Toten folgen?«
»Das steht noch nicht fest.«
Mit einer wütenden Bewegung schleuderte Bill Conolly die beschriebenen Blätter zu Boden. »Ich werde noch verrückt!« keuchte er. »Ich drehe hier bald durch. Meine Güte, denk nicht mehr an deinen Vater. Du hast eine eigene Familie, einen Mann, ein kleinen Sohn. Sie brauchen dich und nicht eine Gestalt, die schon längst gestorben ist und deren Knochen vermodert sind.«
»Der Körper ja, da hast du recht. Aber sein Geist lebt weiter, das habe ich bemerkt. Gib dir keine Mühe, Bill, ich muß zu ihm. Er hat mich lange genug gerufen. Die Seelen geraten in Aufruhr. Die Verstorbenen melden sich. Sie wollen den Kontakt zu den Menschen haben, und die Menschen stimmen zu.«
»Du redest in der Mehrzahl, Sheila. Gibt es noch andere, die den gleichen Weg gehen wie du?«
»Das glaube ich stark. Ich bin nicht die einzige, mein lieber Bill. Nein, das bin ich nicht.« Über ihr Gesicht zog ein Lächeln. »Damit wollen wir schließen. Gib auf den Jungen acht, denn ich weiß nicht, wann ich wieder zurückkomme…« Sie nickte ihrem Mann noch einmal zu, ging an ihm vorbei und verließ das Zimmer.
Zurück ließ sie einen wie erstarrt auf dem Stuhl sitzenden Bill Conolly.
Er sah seine Frau aus dem Zimmer verschwinden und konnte nichts dagegen tun. Bill war einfach machtlos. So blieb er hocken, schüttelte den Kopf und fragte sich, ob er das alles geträumt hatte.
Nein, es war kein Traum. Das bewiesen ihm auch die beschriebenen Blätter.
Sie nahm Bill an sich. Er schaute sich die prägnante Handschrift seines toten Schwiegervaters an, und seine Augen wurden groß. Ja, das war genau die Schrift. So und nicht anders hatte der alte Hopkins

früher geschrieben, obwohl ihn Bill kaum gekannt hatte, aber er hatte nach dessen Tod schriftliche Unterlagen von ihm gesehen und auch die Briefe gelesen.

Wie lange lag das zurück!

Johnny war noch nicht geboren. Damals war Sheila verlobt gewesen. Ihr Auserwählter war damals in die Klauen des Dämons Sakuro geraten und hatte sein Leben verloren.

Wie auch Sheilas Vater!

Sein Geist befand sich in den Klauen des Teufels. Sheila hatte sehr an ihrem Vater gehangen, durch die Magie der Hölle war es möglich gewesen, sich bei seiner Tochter zu melden, und diese war voll darauf abgefahren.

Hier braute sich etwas Schreckliches zusammen. Ein Vorgang, den man überhaupt noch nicht näher erfassen konnte. Vielleicht war Sheila erst die Spitze eines Eisbergs.

In diesem Augenblick faßte Bill Conolly den Plan, trotz der späten Stunden seinen Freund John Sinclair anzurufen. Der Geisterjäger würde sicherlich ebenso denken wie er. Um telefonieren zu können, brauchte Bill das Zimmer nicht erst zu verlassen. Es gab in der Wohnung mehrere Apparate, unter anderem stand auch einer in Sheilas Arbeitszimmer.

Bill erreichte den Apparat, riß hastig den Hörer an sich und wählte die Nummer, die er auswendig kannte.

Er sah sich getäuscht.

Lange genug ließ er durchläuten, zehnmal schlug das Telefon in der Wohnung des Geisterjägers an, doch John Sinclair war nicht im Hause.

Bill verzog das Gesicht. Ausgerechnet in diesem Augenblick, wo er für ihn so wertvoll gewesen wäre. Für einen Moment schloß er die Augen.

Wieder wurde sein Hals trocken, und er mußte sich erst freiräuspern, bevor er einen Ton hervorbrachte.

Wenn John schon nicht da war, wollte er es bei Suko versuchen. Vielleicht erreichte er ihn, so daß Suko unter Umständen auch wußte, wo der Geisterjäger zu finden war.

Bill hielt den Hörer kaum in der Hand, als er seinen Plan wieder umwarf. Der Reporter hatte ein Geräusch gehört. Es war dort aufgeklungen, wo sich ihr gemeinsames Schlafzimmer befand. Und dahin war wohl Sheila Conolly gelaufen.

Der Reporter wußte nicht, was das Geräusch zu bedeuten hatte. Er fühlte sich alarmiert, verließ den Raum, lief durch den Gang auf das Schlafzimmer zu und hörte Sheila sprechen.

Sie redete mit sich selbst, weil niemand etwas erwiderte. Bill zögerte nicht länger. Er wußte, daß es seiner Frau Ernst war, und er wollte

dafür sorgen, daß sie das Haus auf keinen Fall verließ.

Bill stürmte über die Schwelle. Er achtete nicht darauf, daß die Tür halb geöffnet war und zur Wand hin einen toten Winkel bildete. Und dort lauerte Sheila.

Der Reporter entdeckte im letzten Augenblick einen Schatten. Er ahnte die Gefahr, wollte zur Seite hechten, als es bereits zu spät war, denn etwas fuhr aus der Dunkelheit auf ihn nieder und krachte gegen seinen Kopf.

Bill Conolly hatte das Gefühl, von einer herabstürzenden Decke begraben zu werden. Etwas riß ihm die Beine weg, der Teppich wurde zu einem riesigen schwarzen Teerflecken, der den Reporter aufsaugte, und von da an wußte Bill Conolly nichts mehr.

Sheila löste sich aus der Deckung und blieb neben Bill stehen, der vor ihren Füßen lag.

Sie lächelte, bevor sie sagte: »Nichts kann mich mehr stoppen, mein Lieber. Auch du nicht…«

***

Ich bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu. Denn das, was wir hier zu sehen kriegten, war unwahrscheinlich.

Henry Torry stand hinter dem Gitter. Er sah aus wie immer, hatte sich körperlich überhaupt nicht verändert, nur seine Haltung war eine andere, denn er hatte seine Arme vorgestreckt und die Hände um die Stäbe gekrallt. Seine Knöchel traten hervor, sie erinnerten mich dabei an kleine, weiße Spitzen.

Das alles wäre normal gewesen, aber nicht das, was noch folgte, denn Henry Torry schaffte es tatsächlich, die Stäbe auseinanderzudrücken.

Ich hatte als Kind mal einen Film über Herkules, den antiken Riesen, gesehen. So ähnlich kam mir Torry vor, nur besaß er nicht den Körper eines Herkules, sondern einen völlig normalen.

Und noch etwas fiel mir auf.

Ein seltsames Leuchten zeichnete die Umrisse nach. Als rosafarben konnte man es bezeichnen, es flimmerte und wurde auch dunkler, je mehr Kraft der Andere einsetzte.

Die Polizisten staunten noch mehr als ich. Für sie war es ein Phänomen, während ich mit dem Begriff Schwarze Magie so etwas wie eine schwammige Erklärung bereithielt.

In diesem Mann steckte eine ungeheure Kraft, die nicht auf der normalen Welt geboren sein konnte. Asmodis hatte ihn manipuliert, das bewies er uns in den folgenden Sekunden.

»Der will abhauen!« rief ein noch junger Beamter.

Ich bemerkte aus dem Augenwinkel, wie er nach seiner Waffe fingerte.

Da griff ich ein.

Meine Hände umklammerten seinen rechten Unterarm. »Sind Sie wahnsinnig?« fuhr ich ihn an. »Sie können hier nicht mit einer Schußwaffe…«

»Aber der will fliehen!«

»Lassen Sie ihn!«

Auch die Kollegen hielten mich wohl für verrückt. Das sah ich ihren Blicken an, doch ich ließ mich nicht beirren. Ich machte nicht gern von meinen Sondervollmachten Gebrauch, doch in diesem Falle geschah es aus Gründen der Sicherheit, denn ich glaubte nicht, daß man Henry Torry mit einer Kugel stoppen konnte.

Und noch etwas kam hinzu. Solange er nur ging und niemand angriff, war alles nicht weiter tragisch. Zudem wollte ich auch seinen Weg verfolgen, um das Ziel kennenzulernen.

Daß er mit dem Teufel in Verbindung stand, war klar. Vielleicht führte er mich in die Hölle.

Er bog die Gitter beinahe lässig auseinander, als handelte es sich bei ihnen um Spaghettis. Dann schritt er durch die Lücke und kam auf uns zu.

Er nahm den direkten Kurs auf mich.

Ich holte mein Kreuz hervor, hielt es in der Hand und streckte es ihm entgegen.

Es war ein Test gewesen, und er gelang ausgezeichnet, denn der andere blieb stehen. Seinen rechten Arm winkelte er an, riß ihn in die Höhe und deckte somit das Gesicht, denn er wollte das Kreuz nicht sehen.

Ich schritt auf ihn zu.

Die anderen Kollegen wunderten sich, als sich der Mann plötzlich zusammenduckte, zur Seite ging und aus dem Weg schlich. An der Wand ging er entlang, so versuchte er auf einem Umweg, die Tür zu erreichen.

Ich sprang ihm in den Weg.

Wieder stoppte er. Über seinen Unterarm schielte er hinweg, sah das Kreuz und hielt den Arm wieder vor seine Augen, wobei er heftig den Kopf schüttelte.

»Wo willst du hin?« fragte ich ihn.

Er gab mir keine Antwort. Nur ein Knurren drang aus seinem Mund, wobei man das Gefühl haben konnte, vor einem Tier zu stehen.

Dieser Mann hatte vor dem Kreuz Angst, ein Beweis dafür, daß er tatsächlich mit dem Teufel im Bunde stand.

Die anderen Kollegen drückten sich zurück. Sie fürchteten sich vor diesem Menschen, der ihnen etwas demonstriert hatte, was normalerweise unglaublich war.

Torry wollte raus!

Die Tür behielt er immer im Blick. Ich sah keinen Grund, es ihm zu

verwehren und trat zur Seite.

Katzenhaft waren seine Sprünge, die ihn bis an die Tür brachten. Er riß sie weit auf und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Ich jagte hinter ihm her. Die Rufe der Kollegen kümmerten mich nicht, Torry war wichtiger. Er hatte sich nach links gewandt und hetzte mit gewaltigen Sprüngen den Gang entlang, um so rasch wie möglich in die Freiheit zu gelangen.

Ich hatte ihn schon bald eingeholt und blieb dicht hinter ihm. »Du weißt, was ich in der Hand halte!« zischte ich in sein Ohr.

Er nickte.

»Dann sei vernünftig. Allein kommst du hier nicht weg. Ich würde dich vernichten, also gibt es für dich nur eine Alternative. Du nimmst mich mit. Verstanden?«

»Ja.«

»Gut, ich habe einen fahrbaren Untersatz in der Nähe. Wir werden zu meinem Bentley gehen, einsteigen und losfahren. Hast du begriffen?«

»Ja.«

Er antwortete sehr einsilbig, zudem hatte ich auch keine große Lust, Diskussionen mit ihm zu führen. Mich interessierte nur sein Ziel, denn dort erwartete man ihn sicherlich.

Wir gingen bis zu einem Aufzug. Der Gang wurde durch Kameras überwacht. Die künstlichen Augen der Apparate befanden sich in Bewegung.

Mir war klar, daß man uns streng überwachte, sicherlich hatten die Kollegen lautlosen Alarm gegeben.

Mit dem Lift mußten wir hochfahren, um den Hinterausgang erreichen zu können.

Der Fahrstuhl stand nicht unten. Ich mußte ihn erst holen und drückte den Kontakt. Danach fand ich etwas Zeit, meinen Begleiter zu beobachten.

Er machte einen ruhigen Eindruck. Nichts wies darauf hin, daß er eigentlich eine Zeitbombe auf zwei Beinen war und welch eine Bestie in ihm steckte. Satan hatte mit seiner dämonischen Kraft die Seele des Mannes erfüllt und ihn völlig unter seinen Bann genommen. Henry Torry würde bereit sein, alles für den Teufel zu tun, und er hatte schon gemordet, was ich kaum begreifen konnte.

Endlich war der Lift da. Die Tür öffnete sich automatisch. Wir stiegen ein, wobei ich meinen Gefangenen vorgehen ließ. Über die Schulter warf ich einen Blick zurück.

Die Beamten standen im Gang und schauten uns nach. Ich beruhigte sie mit einer Handbewegung.

Als sich die Tür hinter uns schloß, hielt ich bereits das Kreuz in der Hand. Ich spürte die Wärme des Metalls, es zeigte mir an, daß sich etwas Böses in der Nähe befand.

Und Torry merkte dies auch. Er hatte sich in die hinterste Ecke der kleinen Kabine verkrochen, sich dort zusammengeduckt und die Hände vor seine Augen gehalten.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Nach einigen Sekunden hatten wir unser Ziel erreicht.

»Steh auf!« fuhr ich ihn an und ließ mein Kreuz gleichzeitig verschwinden.

Torry gehorchte. Dabei schielte er auf mich, doch das Kreuz sah er nicht mehr.

»Wenn wir gleich nach draußen gehen, bilde dir keine Schwachheiten ein«, sagte ich. »Solltest du etwas versuchen, werde ich gnadenlos mit dieser Waffe zuschlagen.«

»Keine Sorge!«

Wir traten in die Halle. Der Eingang lag uns gegenüber. Auch hier wußten die Kollegen schon Bescheid.

Man wollte uns nicht gehen lassen. Es gab immer einige große Tiere im Haus, auch während der Nachtschicht trug einer die Verantwortung.

In diesem Fall war es Chiefsuperintendent Nolan. Er stand vor uns wie ein Denkmal aus bombastischer Zeit. Sein grauer Oberlippenbart zitterte vor Erregung. Die blaue Uniform, glänzte. Kein Stäubchen bedeckte den Stoff. Zur Verstärkung hatte er noch drei Beamte mitgebracht, die sich hinter ihm aufgebaut hatten.

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Schwierigkeiten im eigenen Lager.

Ich hatte mit Nolan nie viel zu tun gehabt. Aber er mochte unsere kleine Abteilung nicht. Erstens hatten wir ihm zu viele Rechte, und zweitens ärgerte er sich darüber, daß mein Chef geadelt worden war und er nicht.

Nolan streckte seinen Arm aus und funkelte mich unter dem tief sitzenden Mützenschirm her an. »Oberinspektor Sinclair. Sie sind sich dessen bewußt, was Sie hier tun?« Seine Stimme dröhnte durch die Halle.

Jeder konnte mithören.

»Natürlich, Sir.«

»Sie wagen es, mir dies ins Gesicht zu sagen? Dieser Mann ist ein Mörder. Man hat ihn praktisch auf frischer Tat erwischt, eingesperrt, und Sie wollen ihm zur Flucht verhelfen.«

»Das ist keine Flucht, Sir.«

»Ich sehe es aber so. Deshalb bleibt der Mörder hier.«

»Sir, Sie werden ihn kaum halten können.«

»Aber Sie, nicht wahr?«

»Ja, das habe ich bewiesen. Wird Ihnen zwar nicht passen, Sir, ist aber so.«

Die Haut des Mannes wurde noch röter. Er holte einmal tief Luft, und

seine drei Vasallen aus der Nickrunde zuckten sicherheitshalber schon jetzt zusammen. »Ich habe hier die Befehlsgewalt. Und ich befehle Ihnen, daß der Mörder im Yard-Building bleibt. Haben Sie mich endlich verstanden?«

»Sicher, Sie haben schließlich laut genug geredet. Nur sind Sie mit Ihrer Behauptung nicht im Recht. Sie kennen die Hintergründe des Falls nicht. Das ist Ihr Pech. Deshalb handeln Sie auf diese Art und Weise, Sir. Kann ich sogar verstehen. Der Mann ist ein Mörder, das streitet keiner ab, aber er hat nicht aus den gleichen Motiven gehandelt wie ein normaler Mörder. Glauben Sie mir!«

Der Chiefsuperintendent holte wieder tief Luft. Noch hielt seine Uniform, bald würde sie platzen. »Wollen Sie etwa behaupten, daß dahinter wieder Ihr komischer Geisterkram steckt, Oberinspektor?«

»Komischer Geisterkram?«

»So ist es.«

In mir stieg auch allmählich die Galle hoch. Dieser Typ hier kanzelte mich öffentlich ab. Das nahm ich ja noch hin. Daß er aber die Gefahr unterschätzte, die von Henry Torry ausging, konnte ich nicht so ohne weiteres unbeachtet lassen. Deshalb versuchte ich es noch einmal. »Sir, hinter diesem Mord steckt mehr, als wir bis jetzt noch vermuten. Es hat jemand seine Hand im Spiel, der…«

»Der Teufel, wie?«

»So ist es.«

»Hören Sie mir mit dem Kleinkram auf. Der Mann bleibt hier und damit fertig. Außerdem sorge ich dafür, daß Sie eine Disziplinarstrafe erhalten.«

»Sir, darf ich Sie auf meine Sondervollmachten aufmerksam machen, die Ihnen ja eigentlich bekannt sein dürften.«

»Das interessiert mich nicht. Hier habe ich das Sagen. Geben Sie den Gefangenen freiwillig her?«

Ich schaute auf den Uniformierten und sah mir ebenfalls Henry Torry an. Um dessen Lippen zuckte ein feines Lächeln. Er hatte alles verstanden, und besser konnte es für ihn überhaupt nicht laufen. Verflucht, was sollte ich tun? Er ließ sich nicht einfach festnehmen, der Teufel steuerte ihn, und er würde die entsprechenden Gegenmaßnahmen ergreifen.

Ich versuchte es ein letztes Mal. »Sir, dieser Mann wird Ihnen immer entwischen. Sie können ihn nicht halten!«

»Festnehmen!« schnarrte Nolan.

Ich ging zurück. Schweiß hatte sich auf meiner Stirn gebildet. Zwei Beamte lösten sich aus dem Hintergrund und kamen auf Torry zu.

Der Mörder stand wie in Demut erstarrt. Er machte überhaupt nicht den Eindruck, als würde er Widerstand leisten.

Ich wußte es besser, und ich ahnte auch Schlimmes.

Zuerst geschah nichts. Der Mann ließ sich sogar anfassen. Als die Polizisten ihn jedoch herumdrehen wollten, da reagierte er. Seine Arme fuhren blitzschnell zusammen, und im nächsten Augenblick krachten die beiden Beamten gegeneinander.

Ich hörte das Klatschen, und sofort war der Teufel los. Da schrien alle durcheinander, während Torry die Übersicht behielt und sich auf seinen eigentlichen Gegner konzentrierte.

Das war ich.

Er schleuderte mir die Männer noch entgegen, bevor er mit langen, geschmeidigen Sprüngen dem Ausgang zühetzte, durch den er auf unseren Parkplatz gelangen konnte.

Im Nu war die Entfernung zwischen uns so groß, daß ihn mein Kreuz durch einen gezielten Wurf nicht erreicht hätte, so mußte ich zu Fuß die Verfolgung aufnehmen, nachdem ich über die Kollegen gesprungen war.

»Feuer!«

Die Stimme des Chiefsuperintendenten übertönte alle anderen Geräusche. Waffen krachten, Kugeln heulten, und die Echos brachen sich an den kahlen Wänden.

Ob Torry erwischt worden war, wußte ich nicht. Jedenfalls behinderten mich die Schüsse bei der Verfolgung. Dennoch jagte ich geduckt los, darauf hoffend, daß die Kollegen so vernünftig waren und nicht schossen, als ich die Verfolgung aufnahm.

Sie feuerten nicht, so daß es mir gelang, den Ausgang zu erreichen und auf den Hof zu stürmen.

Es brannten die üblichen Lampen, sie schufen helle Inseln. Ich mußte daran denken, daß wir auch hier schon einen Überfall des Spuks erlebt hatten und ich in eine andere Dimension katapultiert worden war. Das alles verblaßte jetzt, denn ich wollte Torry.

Nur - wo konnte er stecken? Es gab genügend Möglichkeiten. Er hätte sich hinter den Wagen oder im Schatten der gewaltigen Hauswand verbergen können. Ich fand ihn nicht.

Vielleicht war er auf die Victoria Street gelaufen. Jedenfalls wollte ich nicht hier stehenbleiben, sondern die Verfolgung aufnehmen. Auch mit dem Bentley.

Die anderen Kollegen waren plötzlich da, und Nolan gab wieder seine Befehle. Er kam sich vor wie ein Feldherr, ordnete eine planmäßige Durchsuchung des Hofs an. Ich wollte damit nichts zu tun haben, sondern empfahl mich.

Als ich die Wagentür aufschloß, erreichte mich Nolans Stimme. »Sinclair, wo wollen Sie hin?«

»Zum Mond, Sir.«

»Sinclair, Sie…«

Das weitere hörte ich nicht mehr, denn da hatte ich bereits die Tür

zugerammt. Der Kerl konnte mich mal sonst wo. Diese Mätzchen machte man nicht mit mir.

Ich startete, drehte den Wagen und rollte auf die Ausfahrt zu. Die Scheinwerfer rissen lange, helle Streifen in die Dunkelheit, und es war auch niemand mehr da, der mich aufhielt. Wenn Beamte im Licht auftauchten, verschwanden sie auch schnell wieder.

Bevor ich in die Victoria Street einbog, mußte ich stoppen, denn auf dieser Straße herrschte auch in der Nacht Betrieb.

»Fahren Sie nach rechts, Mr. Sinclair!« vernahm ich aus dem Wagenfond eine Stimme.

Sie gehörte Henry Torry.

Allmählich wurde mir der Kerl unheimlich…

***

Ich betätigte den Blinker und tat, was er von mir verlangte. Schließlich wollte ich ihn nicht verärgern. »Sonst noch Wünsche?« erkundigte ich mich, als uns der fließende Verkehr aufgenommen hatte.

»Im Moment nicht.«

Im Innenspiegel sah ich, wie er sich im Fond aufrichtete. Ein direktes Spiegelbild besaß er nicht mehr. Dieser Mann wirkte eher verwaschen, wie ein verschwommener grauer Fleck.

Ich gab mich zwar äußerlich lässig, war aber im Innern gespannt und außerdem sauer. Es ärgerte mich, daß ein Gegner oder Feind so einfach von meinem Bentley Besitz ergreifen konnte. Oder hatte ihm Asmodis geholfen und schützend seine Arme um ihn gelegt?

Wahrscheinlich. Das machte mich nicht froher, denn wenn es dem Satan so einfach gelang, Dinge von mir in Besitz zu nehmen, konnte er sie auch leicht manipulieren.

So sah es aus, nicht anders.

Ich fuhr auf der äußersten Spur und hielt mich dabei dicht am Rand der Straße.

Henry Torry blieb weiterhin im Fond des Wagens sitzen. Er sagte nichts, deshalb fuhr ich erst einmal weiter und wartete auf neue Anweisungen meines ungebetenen Passagiers.

Die Fahrt ging in Richtung Westminster City Hall. Das Gebäude war angestrahlt. So weit mußte ich gar nicht, mein Fahrgast meldete sich mit leiser Stimme.

»In die Francis Street!«

Das tat ich. Es ging rechts ab. Ich kannte mich hier gut aus, denn wir befanden uns noch in Sichtweite des Yard.

»Wo soll es denn nun wirklich hingehen?« wollte ich wissen.

»Sie werden es früh genug erleben.«

»Kann ich dann wieder zurückfahren?«

Da lachte er nur.
Ich fragte weiter. »Wie ist es Ihnen gelungen, in den verschlossenen Wagen zu gelangen?«
Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Gibt es für den Teufel Hindernisse, Sinclair?«
Da hatte er recht. Vielleicht gab es welche, dann aber nur wenige, z.B. mein Kreuz.
Wir näherten uns dem Vincent Square. Der liegt bereits im Stadtteil Westminster. Und auch die Themse war nicht mehr weit entfernt. Ich bekam neue Anweisungen und das Ziel genannt.
»Wir fahren zur Tate Gallery!«
Das übenaschte mich. Die Tate Gallery ist einer der berühmtesten Kulturtempel der Welt. Kein Opern- oder Konzerthaus, sondern ein Museum. Alles, was an Malern und Bildhauern Rang und Name hatte, war hier vertreten. Die großen Zeugen unserer geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit gaben sich in der Tate Gallery ein Stelldichein. Nachts hatte das Museum natürlich geschlossen, es war auch ausgezeichnet abgesichert, deshalb fragte ich mich, was wir dort sollten. Ich konnte die Neugierde jedoch unterdrücken.
Henry Torry hatte sich in die Mitte der Rückbank gesetzt. Er hockte genau zwischen Fahrer- und Beifahrersitz. Sein Blick war starr nach vorn gerichtet. Manchmal berührte er mich an der Schulter, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß er mir wohl liebend gern seine Hände um die Kehle gelegt hätte, um mich ebenso töten zu können wie seine Frau.
Das er dies nicht versuchte, hatte seine Gründe. Vielleicht wollte es der Teufel auch nicht.
Die Gegend wurde ruhiger. Die Tate Gallery ist ein imposantes Bauwerk. Es erinnerte an die Zeiten des Klassizismus. Das Gebäude ist nur durch die Uferstraße von der Themse getrennt.
Auf dem Gelände existierten auch Parkplätze für die Besucher. Um diese Zeit waren sie leer. Geisterhaft hell huschten die breiten Finger der Scheinwerfer über die Fläche.
»Du kannst in eine Parktasche fahren.«
»Sicher.«
Ich tat Torry den Gefallen. Als der Bentley stand und ich den Motor abgestellt hatte, drehte ich mich um. »Wie geht es denn jetzt weiter?« fragte ich.
»Aussteigen.«
»Klar. Und dann?«
»Du bist doch neugierig. Deshalb nehme ich dich mit. Der Teufel wird sich über dich als Gast freuen.«
»Das kann ich nicht bestätigen.«
»Brauchst du auch nicht. Aber deine Neugierde wird befriedigt.«

Ich stieß den Wagenschlag auf. Torry gab sich verdammt cool und überlegen. Er tat so, als könnte ihm nichts passieren. Stimmte das auch?

War er so sicher?

Kaum hatte ich die Tür wieder geschlossen, als ich einen Motor hörte, Scheinwerfer sah, die mich aber nicht erfaßten, und ich mit meinen Blicken das flache Fahrzeug verfolgte, das seine Kurve drehte und im rechten Winkel zu mir zum Stehen kam.

Den Typ hatte ich erkannt. Es war ein Porsche.

Auch bei ihm wurde die Tür aufgestoßen. Die Innenbeleuchtung leuchtete auf, und ich sah die Umrisse einer Frau. Blonde Haare, eine schlanke Figur, alles war zu sehen.

Gehörte sie auch dazu?

Ich wollte mich schon wieder abwenden, als ich stutzte. Irgend etwas klickte in meinem Hirn. Die Frau hatte ich schon gesehen. Und nicht allein das, wir waren auch miteinander befreundet, denn sie war die Gattin einer meiner besten Freunde.

Diese blondhaarige Person war keine andere als Sheila Conolly!

***

Etwas klatschte gegen Bills Gesicht, war feucht, warm und naß zur gleichen Zeit. Wie ein Lappen fühlte es sich auf der Haut an.

Zuerst rührte sich Bill nicht. Er glaubte an einen Traum, aber dieses Klatschen hörte einfach nicht auf, und der Reporter konnte es nicht mehr ignorieren.

Er öffnete die Augen.

Die Umgebung hatte sich nicht verändert. Noch immer lag er im Schlafzimmer auf dem Boden. Sogar das Licht brannte noch. Es schmerzte in seinen Augen. Durch die wahnsinnigen Kopfschmerzen hatte er das Gefühl, sein Schädel wäre auf das Dreifache angewachsen. Und als er die Hand hob, da fuhren seine Finger durch ein weiches Fell.

Jetzt wußte Bill Conolly genau Bescheid, wer ihn da geweckt hatte. Das Nasse war kein Lappen gewesen, sondern die Zunge der Wölfin Nadine Berger.

Das Tier hatte bemerkt, wie schlecht es Bill Conolly ging.

Aus dem Mund des Reporters drang ein leises Stöhnen. Es war ihm kaum möglich, seine Gedanken zu sammeln, denn der Treffer hatte ihn hart erwischt. Und wer trug daran die Schuld?

Sheila fiel ihm ein.

Urplötzlich war der Name da. Seine eigene Frau hatte ihm aufgelauert, und er war wie ein Idiot in die Falle getappt. Als Bill sich dessen bewußt wurde, hielt er es nicht mehr aus, sondern rollte sich zur Seite, fand die Bettkante, stützte sich dort ab und kam auf die

Füße. Er hätte es lieber nicht machen sollen. Eine Sekunde später explodierte in seinem Kopf der Schmerz, er kippte zur Seite und fiel zum Glück auf das weiche Bett und nicht daneben.

Bill war außer Gefecht gesetzt worden. Sheila mußte kräftig zugehämmert haben, und es würde sicherlich noch dauern, bis der Reporter die Nachwirkungen verdaut hatte.

Die Decke neben ihm bewegte sich, weil Nadine auf das Bett gesprungen war.

Bill hörte ihr Hecheln, sie konnte natürlich nicht sprechen, aber der Reporter wußte, was sie wollte. Er sollte nicht länger liegenbleiben, sondern etwas tun. Ihre Zähne faßten in seinen Kragen, um Bill vom Bett zu ziehen.

»Ja, ja, altes Mädchen!« keuchte Bill. »Ich werde es noch einmal versuchen.« Er rollte sich zur Seite und stemmte sich sehr langsam hoch. Zwar zuckten Schmerzen durch seinen Kopf, aber sie ließen sich einigermaßen ertragen. Bill verzog nur das Gesicht, während kein Laut seine Kehle verließ.

Schließlich hatte er es geschafft, sich hinzusetzen. Sein Gleichgewichtssinn war noch nicht in Ordnung, er sah die Wand und bemerkte auch, daß sie sich bewegte.

Einige Minuten wartete er, bis er sich aufraffte und auf beiden Beinen stand. Am Anfang klappte es nicht so recht, später ging es besser. Bill stützte sich an der Wand ab, tastete sich voran. Er wollte das Schlafzimmer verlassen.

Nadine blieb auch an seiner Seite, als er durch den Flur schritt. Sein Ziel war das Badezimmer.

Normalerweise war Bill Conolly kein Freund irgendwelcher Tabletten.

In diesem Fall blieb ihm keine andere Wahl. Er brauchte Kopfschmerztabletten.

Er wankte weiter. Seine Hand schleifte an der Wand entlang, er sah die Tür zum Bad, drückte sie auf und stolperte in den Raum hinein. Am Waschbecken hielt er sich fest. Der Spiegelschrank besaß eine eigene Lichtquelle, die schaltete Bill ein, öffnete den Schrank und entdeckte auch die Tabletten.

Zielsicher holte er die richtigen hervor, ließ zwei aus der Röhre fallen, warf sie in den Mund und trank noch einen Schluck Wasser, während ihn die Wölfin dabei beobachtete.

Bill blieb für einen Moment stehen, den Kopf hatte er in den Nacken gelegt. Er leerte das Glas.

Die Kälte tat ihm gut. Sie schaffte die Schmerzen zwar nicht weg, gab ihm aber Linderung.

Nadine wartete an der Tür. Sie schaute den Reporter an. Als ihre Blicke sich trafen, da glaubte Bill, Mitleid und Verständnis in den

Augen der Wölfin zu lesen.

»Reingelegt!« flüsterte Bill, wobei er Nadine direkt ansprach. »Sie haben uns reingelegt. Sheila ist verschwunden…« Als der Reporter dies sagte, kam ihm wieder all das hoch, was er vor seinem Niederschlag miterlebt hatte.

Es war schlimm gewesen. Am liebsten hätte er sich in die Ecke gesetzt und geheult. Das aber konnte er sich nicht leisten. Trotz seiner Behinderung mußte er etwas unternehmen. Sheila war verschwunden. Jetzt galt es, sie zu finden.

Er verließ das Bad.

Auf wackligen Füßen ging er. Seine Knie schienen aus Gummi zu sein.

Der Atem pfiff über seine Lippen, die Wangen zuckten, die Beine wollten mehr als einmal nachgeben, und nur mühsam bewegte sich der Reporter voran.

Sein Sohn war ihm eingefallen!

Johnny hatte von dem schrecklichen Theater nichts mitbekommen. Er schlief tief und fest. Da die Tür zu seinem Zimmer nicht geschlossen war, hörte Bill ihn atmen.

Auf der Schwelle blieb der Reporter stehen. Er schaute in den Raum, sah Johnny im Bett liegen und überlegte, wie er ihm klarmachen sollte, daß seine Mutter verschwunden war.

Einfach weg!

Bills Gesicht verzog sich. »Verdammt!« keuchte er, »Sheila, was machst du für Sachen? Du mußt doch zurück.« Die Worte flossen quälend über seine Lippen. Er drehte sich wieder um und ging wie ein Betrunkener dorthin, wo alles begonnen hatte.

In Sheilas Arbeitszimmer.

Das Licht brannte noch, auch die Tür war nicht geschlossen, und Bill sah die Blätter am Boden liegen. Sie befanden sich nicht weit vom Telefon entfernt, und der Apparat erinnerte den Reporter daran, daß er unbedingt anrufen mußte.

Unter großen Mühen zog er einen Stuhl in die Nähe des Telefons, setzte sich und hob den Hörer ab. Sollte er es noch einmal bei John versuchen?

Nein, der Geisterjäger war nicht zu Hause. Bill hatte vor seinem Niederschlag Suko anrufen wollen, und diesen Vorsatz setzte er jetzt in die Tat um.

Seine zitternden Finger fanden kaum die Zahlen der Tastatur. Er wußte auch nicht, ob er sich verwählt hatte und vertraute auf sein Glück. Bill wurde nicht enttäuscht, denn Suko meldete sich mit einer verschlafen klingenden Stimme.

»Ich bin's!« keuchte der Reporter in den Hörer.

Obwohl er krächzend gesprochen hatte, wußte Suko, wer ihn da aus

dem Schlaf gerissen hatte. »Bill, was ist?«

»Ich wollte John haben, aber er…«

»Ist er weg?« fragte Suko erstaunt.

»Ja.«

»Ich weiß nicht, wo er steckt. Okay, wo drückt der Schuh?«

Bill lachte krächzend auf. »Schuh ist gut!« keuchte er. »Das sind schon zwei. Es geht um Sheila. Sie ist verschwunden!«

Für einen Moment sagte Suko nichts. »Entführt?«

»Nein.« Bill umklammerte den Hörer und schwankte auf seinem Stuhl.

»Sie ist einfach abgehauen, hat mich niedergeschlagen und…«

»Bill, was erzählst du da?«

»Die Wahrheit, Suko. Die reine Wahrheit. Sheila hat mich niedergeschlagen und ist verschwunden. Sie… sie wollte zu ihrem Vater gehen.«

»Aber der ist tot.«

»Eben…«

Der Reporter hörte Suko atmen. Der Chinese war zwar Überraschungen gewohnt und ließ sich auch nicht so leicht aus der Bahn werfen, diese Antwort jedoch hatte ihn umgehauen.

»Kannst du kommen?« fragte Bill bittend.

»Klar. Sofort.«

»Und bring Shao mit.«

»Wieso?«

»Es ist wegen Johnny.«

»Himmel, an ihn habe ich nicht mehr gedacht. Okay, Bill, wir machen uns auf die Socken. Und bleib du ruhig. Wir werden das schon wieder in Ordnung bringen.«

»Das sagst du so…«

Diesen Satz hörte Suko nicht mehr, denn er hatte die Verbindung unterbrochen.

Schwerfällig ließ sich Bill auf dem Stuhl zurücksinken. Vor seinen Augen begann sich das Zimmer zu drehen. Für ihn ein Beweis, daß er den Hieb trotz der Tabletten noch nicht überwunden hatte. Er preßte die Hände vor sein Gesicht und blieb sitzen. Der Schmerz war dumpfer geworden.

Bill fühlte auch die Beule an seiner Stirn, und er kam sich vor wie im luftleeren Raum schwebend.

Sheila war weg!

Dieser eine Gedanke quälte und malträtierte ihn. Sie hatte sich umgezogen und war gefahren. Einfach so. Ohne Rücksicht auf ihre Familie zu nehmen.

Dahinter konnte nur ein genialer dämonischer Plan stecken, wie Bill allmählich zugab, denn die Schwarzblütler waren seine größten

Feinde. Und Sheila hatte etwas geschrieben, bevor sie verschwand. Ihr Vater hatte aus dem Jenseits zu ihr gesprochen.

Wie war das möglich?

Eine Erklärung hatte Bill nicht parat. Zu schwer fiel ihm momentan das Denken.

Dann hörte er Geräusche.

Es war ein leises Knurren, ein Tappen von Pfoten auf dem Boden, und Bill ließ seine Arme wieder nach unten fallen. Kaum war die Sicht frei, schaute er auf die Wölfin.

Sie war unruhig geworden. Etwas störte sie beträchtlich, und sie lief einen Kreis um die am Boden liegenden Briefseiten. Von ihnen schien etwas auszugehen, was sie nicht mochte.

Auch Bill schaute auf die Blätter.

Sie sahen normal aus. Ein völlig normales Format, normal beschrieben und dennoch steckte etwas in ihnen, was das Tier störte. Es war sensibler als ein Mensch.

Nadine schlich um die Blätter herum. Sie traute sich nicht einmal, mit der Pfote nach ihnen zu schlagen, und Bill Conolly sah auch den Grund dafür.

Die Blätter veränderten sich. In der Mitte jeweils entstanden die Abdrücke eines Gesichts.

Es war kein normales Gesicht, sondern eine dreieckige Fratze, die zum Kinn hin spitz zulief.

So zeigte sich nur einer.

Der Teufel!

Trotz seiner Kopfschmerzen wurde Bill dies mit Schrecken bewußt. Auf dem Blatt sah er das Gesicht des Höllenfürsten, und ihm war klar, daß Sheilas Vater etwas mit ihm zu tun gehabt haben mußte.

Der Teufel und er.

Sie bildeten eine Allianz, und dem alten Hopkins war es gelungen, auch seine Tochter mit in diese Verbindung hineinzuziehen.

Bill ballte die Hände. Er öffnete den Mund, sein Gesicht verzerrte sich.

»Satan, verfluchter!« keuchte er und drohte mit der Faust. »Es kommt der Tag da werde ich…«

Die Fratze strahlte Hohn aus. Der Teufel weidete sich an den seelischen Qualen des Menschen. Wenn er Leid erleben konnte, dann geriet er in ein Hochgefühl.

So war es auch hier.

Bill streckte sein Bein aus und wollte auf das Blatt treten, etwas anderes fiel ihm nicht ein, um seine Aggressionen loszuwerden. Er brauchte es nicht soweit kommen zu lassen. Das Gesicht verschwand wieder. Völlig normal lag das Blatt vor ihm.

Nadine tappte herbei. Auch sie zeigte sich nicht mehr so aufgeregt,

sondern packte das Blatt mit ihren Zähnen und schob es dem Reporter entgegen.

Damit wollte sie etwas andeuten.

Bill verstand die Geste, streckte seine Hand aus und nahm das Papier an sich.

Es zu lesen, fiel ihm ungemein schwer. Die Buchstaben sah er nicht mehr getrennt, und auch die einzelnen Worte flossen mittlerweile ineinander, so daß es ein Wirrwarr wurde, was vor ihm auf dem Blatt stand.

Nadine preßte sich gegen seine Beine. Bill spürte die Wärme, und er verstand das Tier. Die Wölfin drückte damit ihr Vertrauen aus, das sie dem Menschen entgegenbrachte.

Nach einiger Zeit klappte es besser. Es gelang Bill, die ersten Sätze zu entziffern.

Sheilas Vater sprach von einer Dimension, in der er sich befand. Das Wort Wanderung fiel und der Begriff Rückkehr. Bill stolperte auch über den Satz »Besuche mich in London«. Die alte Bücherei an der Gallery wird dir vieles erklären…

Bis zu diesem Absatz las Bill. Und er merkte, wie ihn die Zeilen mitgenommen hatten, denn in seinem Kopf rauschte plötzlich das Blut.

Ein Beweis dafür, daß er erregt war. Selbst die Schmerzen spürte er nicht so wie noch vor Minuten.

Irgend etwas war geschehen.

Aber was?

Plötzlich wurden Bills Augen groß. Seine Mundwinkel zuckten, denn er sah, daß sich an den Rändern des Blattes etwas tat.

Da quoll eine Flüssigkeit hervor.

Blut!

Bill saß wie festgeleimt auf seinem Stuhl. Er starrte das Blatt an, sah das Blut, das sich ausbreitete und nach unten lief, da der Reporter das Blatt schräg in seinen Händen hielt.

Lange, rote Streifen zogen sich über das Papier, und in der Mitte erschien wieder die Fratze des Teufels.

Bill hörte sogar eine Stimme. Sie klang höhnisch und triumphierend, und sie drang direkt aus dem Papier.

»Jetzt habe ich sie, Bill Conolly. Durch ihren Vater ist es mir gelungen. Sie kommen alle, die ich will, und wir treffen uns noch in dieser Nacht. Willst du sie wieder zurückholen? Dann versuche es nur. Ich warte auf dich!«

Der Reporter schrie auf, als er das Blatt zur Seite schleuderte. Er steckte voller Angst, und er mußte seinen Aggressionen einfach freien Lauf lassen.

»Gib sie zurück!« brüllte er. »Gib sie zurück! Ich werde…«

Der Teufel lachte schallend. »Du kannst sie dir holen, Conolly. Du hast ja gelesen, wo sie sich befindet, nicht wahr!«

»Ich hole sie auch!« schrie Bill. »Ich…«

Der Satan lachte nur. Es war eine wilde, gemeine Lache, und sie entfernte sich immer mehr, wurde leiser und verstummte schließlich völlig.

Aus…

Bill hockte auf dem Stuhl, starrte auf die Blätter, sah an jedem einzelnen das Blut und schlug seine Hände vor das Gesicht, wobei er zusammensackte wie ein Mensch, der all seine Hoffnungen verloren hatte…

***

Sheila Conolly befand sich auf dem Parkplatz, und sie war mit dem eigenen Wagen gekommen, das heißt, sie hatte sich den Porsche aus der Garage geholt.

Was tat sie hier?

Ich wußte es nicht. Ich dachte auch nicht daran, daß sie dem Teufel ihre Referenz erweisen könnte, nein, diese Idee kam mir überhaupt nicht, denn welche Verbindung sollte es schon zwischen dem Satan und ihr geben?

»Sheila!«

Ich rief sie an, und zwar so laut, daß sie mich einfach hören mußte.

Sie ging weiter.

Noch einmal rief ich ihren Namen, doch Sheila konnte oder wollte mich nicht hören. Sie dachte überhaupt nicht daran, ihre Schritte zu verlangsamen oder zu stoppen.

Dann verschluckte sie die Dunkelheit.

Ich stand noch immer da, wie vom Donner gerührt. Was ich eben erlebt hatte, wollte nicht in meinen Kopf. Das war einfach zu unwahrscheinlich.

Was hatte Sheila hier zu suchen?

Zufall?

Ich hörte Schritte und sah, daß sich Henry Torry von mir entfernte. Er schlug die gleiche Richtung ein, in die auch Sheila Conolly verschwunden war.

Gern hätte ich ihn verfolgt, aber ich mußte erst Gewißheit haben, und die konnte mir nur Sheilas Mann und mein Freund Bill Conolly geben.

Zum Glück besaß ich ein Autotelefon. Ich tippte die Nummer der Conollys, während ich schräg auf dem Fahrersitz hockte und meine Beine aus dem offenen Wagenschlag schauten.

Bill hob sehr schnell ab. Seine Stimme erkannte ich kaum wieder, und ein heißer Schreck durchfuhr mich.

»Hier ist John.«
»John!« Es war ein verzweifelt klingender Aufschrei, der mir da entgegenschallte, so daß ich unwillkürlich den Hörer ein wenig vom Ohr abhielt.
»Mensch, Bill…«
Er ließ mich nicht erst ausreden. »John!« Er schluchzte meinen Namen.
»Sheila ist weg.«
»Das weiß ich.«
Ich hörte sein pfeifendes Atmen. »Was hast du da gesagt, John? Du weißt es?«
»Ja, denn ich habe sie soeben gesehen, und deshalb rufe ich dich auch an.« Ich wußte nicht, ob es richtig war, daß ich meinem Freund diese Information durchgegeben hatte, und es dauerte einige Sekunden, bevor seine Reaktion kam.
»John, verdammt, ist das wirklich wahr?«
»Ja.«
»Aber wie kann Sheila…« Er stoppte und sprach danach weiter. »Ich habe es gelesen. Tate Gallery, ihr Vater hat es diktiert.«
Das waren für mich wieder Neuigkeiten. »Ihr Vater?« flüsterte ich.
»Bill, spielt dir deine Phantasie einen Streich?«
»Nein, John. Sie hat einen Brief geschrieben, den ihr Vater diktierte. Und Sheila schrieb genau mit der Handschrift des alten Hopkins.«
In den letzten beiden Stunden war vielleicht ein wenig zu viel auf mich eingestürmt, deshalb fiel bei mir der Cent erst jetzt. Von einem Brief hatte Bill geredet. Das gleiche war auch mit Henry Torry geschehen. Es gab also eine Verbindung zwischen ihnen, und Sheila war nicht zufällig mitten in der Nacht in diese einsame Gegend gefahren.
Sie und Henry Torry.
Wer noch?
Hatte der Teufel vielleicht ein gewaltiges Netz ausgelegt, in dem sich die Menschen verfingen?
Darauf deutete alles hin. Noch durchschaute ich seinen Plan nicht, doch ich war fest entschlossen, ihm auch diesmal ein Bein zu stellen.
»Bist du noch da, John?« Die Stimme meines Freundes zitterte.
»Natürlich.«
»Was sagst du dazu?«
»Ich kann es dir kaum erklären, aber wir müssen von einem ungeheuren Zufall sprechen, Bill. Ich arbeite praktisch an dem gleichen Fall.«
»Aber Suko weiß nichts davon.«
»Das stimmt. Hast du ihn informiert?«
»Was sollte ich machen? Suko und Shao kommen zu mir. Shao soll

sich um Johnny kümmern.«
»Das ist gut.«
»Wartest du auf uns?« fragte Bill.
»Nein, ich muß mich hier umschauen. Vielleicht kann ich schon etwas erreichen. Sobald Suko erscheint, startet ihr. Du weißt, daß Sheila den Porsche mitgenommen hat?«
»Nein, ich habe noch nicht nachgeschaut.«
»Dann fahrt meinetwegen mit der Harley. Meinen Wagen seht ihr auf dem Parkplatz der Gallery.«
»Okay, John, ich habe verstanden.« Bill räusperte sich. »Wenn es geht, kümmere dich um Sheila. Bitte, mach es! Hole sie aus den Klauen der Hölle.«
»Ich werde mich anstrengen, das verspreche ich. Und dreh du auf keinen Fall durch, Alter! Wir packen es schon.« Mit diesen optimistischen Worten legte ich auf.
War ich wirklich so optimistisch? Nein, denn ich wußte, welch eine Macht der Teufel besaß. Er konnte die Menschen, die er einmal in seinen Klauen hatte, manipulieren und mit ihnen machen, was er wollte. Sie würden auch für ihn alles tun, und davor fürchtete ich mich. Wenn Sheilas Vater als Verbindungsglied fungierte, war seine Tochter Wachs in den Händen des Teufels. Wie schlimm das enden konnte, hatte ich schließlich bei Henry Torry erlebt.
Natürlich war der Platz leer. Ich sah weder von Sheila Conolly etwas noch von Torry. Daß sie nicht weggelaufen waren, stand fest. Sie mußten hier in der Nähe ihren Treffpunkt besitzen.
Leider wußte ich nicht, mit wie vielen Gegnern ich es zu tun hatte. So würde meine Aktion ein Tritt ins Ungewisse werden.
Kompakt und wuchtig hob sich vor mir das Bauwerk der Tate Gallery ab. Es war hervorragend gesichert, deshalb konnte ich mir kaum vorstellen, daß sich die Menschen in das Innere des Gebäudes begeben hatten. Also mußte es hier in der Gegend noch einen anderen Schlupfwinkel geben. Als ich über den Parkplatz schritt, erkannte ich, daß nicht nur ein Porsche und mein Bentley abgestellt waren, sondern noch drei andere Fahrzeuge dazu. Wenn die Besitzer dieser Autos auch in die Klauen des Satans geraten waren, kannte ich die Zahl meiner Gegner.
Es waren fünf! Den Teufel hatte ich dabei nicht mitgezählt. Ich verließ den Parkplatz und näherte mich dem gewaltigen Bauwerk. Die hohen Fenster an der Rückseite, wo ich mich befand, waren vergittert, es erinnerte mich an die wuchtigen Mauern alter Banken.
Da kam niemand durch.
Links von mir rauschte der Strom. Ich roch sein Wasser, ich hörte ihn und sah auch, wenn ich den Blick wandte, jenseits der Uferstraße Lichtreflexe. Es waren die Wellen, die manchmal die Helligkeit

reflektierten.

Der Bau war von Bäumen umgeben, die sich an der Rückseite verdichteten, so daß die Umgebung einen parkähnlichen Charakter bekam.

Sie eignete sich auch gut als Versteck. Ich suchte nach Spuren. Irgendwo mußten zumindest zwei hergegangen sein, doch so sehr ich mich auch bemühte, ich fand nichts.

Dafür wurde ich gefunden!

Plötzlich traf mich der blendende Strahl einer Lampe haargenau im Gesicht.

Stocksteif blieb ich stehen. Innerhalb einer Sekunde war ich zu einer lebenden Zielscheibe geworden und wollte nicht durch mißverständliche Bewegungen dazu beitragen, daß irgend jemand aus Versehen den Stecher einer Waffe betätigte.

Sehen konnte ich nichts. Das grelle Licht blendete einfach zu stark.

Dafür hörte ich Schritte. Es waren schwere Tritte, die mir entgegenhallten, und die Blendung ließ allmählich nach, weil der Träger seine Lampe senkte.

»Noch einer«, sagte er.

Nach diesen Worten atmete ich erst einmal auf. Wer so redete, war erstens kein Dämon und auch kein vom Satan beeinflußter Mensch. Ich tippte eher auf einen Nachtwächter, denn trotz elektronischer Sicherungen, verzichtete man darauf nicht.

»Gehörst du auch zu denen?« fuhr mich der Mann an.

»Was meinen Sie damit?«

»Ich habe doch fünf Leute hier gesehen, kam aber leider zu spät. Jetzt habe ich wenigstens dich.«

Ich konnte nicht sehen, ob der Mann eine Waffe in seiner anderen Hand hielt, deshalb fragte ich sehr höflich, ob er es mir gestattete, in meine Innentasche zu greifen.

»Wieso?«

»Weil ich Ihnen einen Ausweis zeigen möchte. Ich bin Polizeibeamter bei Scotland Yard.«

Er brummte irgend etwas. Ich faßte es als Zustimmung auf und holte meinen Ausweis hervor. Den Arm schwenkte ich zur Seite, der Lichtstrahl machte die Bewegung mit, die Legitimation wurde angeleuchtet, und der Knabe konnte endlich lesen.

»Sie sind ja tatsächlich…«

»Ich sagte es Ihnen bereits.«

»All right, dann entschuldige ich mich, aber es war wirklich zu komisch.« Er nahm seine Lampe zur Seite, so daß ich endlich besser sehen konnte.

Vor mir stand ein älterer Herr in einer Uniform. Eine Waffe trug er nicht, und ich war froh, daß er zu spät gekommen war.

»Sie sind der Nachtwächter?« fragte ich.
»So ähnlich.«
»Gehen Sie auch in die Gallery?«
»Nein, ich bin für den Außenbezirk verantwortlich. Im Innern ist alles elektronisch gesichert. Hin und wieder treiben sich lichtscheue Gestalten hier draußen herum. Der Parkplatz dient auch öfter Liebespaaren, und die Verantwortlichen rechnen manchmal mit Dieben, die das Gelände erkunden wollen. Deshalb bin ich hier.«
»Und Sie haben fünf Leute gesehen?«
»Ja.«
»Männer und Frauen?« Ich stellte ihn auf die Probe.
»Zwei Frauen. Eine war blond. Die andere konnte ich nicht so genau erkennen.«
»Haben Sie gesehen, wo sie hingegangen sind?«
»Sicher.« Der Mann nickte und deutete in Richtung Fluß. »Sie sind in diesem Park verschwunden. Ich werde mal nachschauen.«
»Das auf keinen Fall!« Meine Worte hielten ihn zurück, denn er hatte sich bereits in Bewegung gesetzt.
»Wieso nicht?«
»Ich übernehme es.«
Unter seiner Mütze verzog der Nachtwächter das Gesicht. »Es ist gefährlich, wie?«
»So kann man es sagen.«
»Soll ich die Polizei rufen.«
»Das mache ich allein.«
»Aber Sir. Fünf Leute.« Er hob die Hand und hielt mir seine gespreizten Finger vor das Gesicht.
Ich ging nicht auf seine Warnung ein, sondern stellte eine andere Frage:
»Sagen Sie, wo könnten sich die fünf Menschen denn versteckt haben, wenn sie schon nicht in die Gallery wollten?«
»Sie meinen den kleinen Park?«
»Genau.«
»Da gibt es noch etwas. Wenn Sie direkt zum Fluß gehen, können Sie über den Bau stolpern. Es ist ein kleines Gebäude. Früher diente es als Bücherei.«
»Und jetzt?«
»Steht das Ding leer.«
»Ich danke Ihnen für die Informationen. Wenn Sie sich selbst einen Gefallen tun wollen, beenden Sie Ihren Dienst.«
»Das kann ich nicht.«
»Doch, gehen Sie!« Mehr sagte ich nicht, hoffte auf seine Vernunft und verschwand zwischen den Bäumen.
Unter meinen Füßen bog sich das herbstlich kurze Gras. Manchmal

spürte ich auch Widerstand an den Sohlen. Er stammte von herabgefallenen Kastanien.

Die hohen Bäume breiteten schützend ihre starken Äste über meinem Kopf aus. Ich huschte von Stamm zu Stamm und wartete darauf, die leerstehende Bücherei in mein Blickfeld zu bekommen. Das Rauschen des Flusses drang wie durch einen Filter gedämpft an meine Ohren. Nur hin und wieder schimmerte durch eine Lücke das Wasser.

Einen Weg oder Pfad entdeckte ich nicht. So ging ich weiter über den Rasen, änderte ein wenig die Richtung nach rechts und hatte das Glück des Tüchtigen.

Es gab im Park eine Lichtung. Sie war eigentlich keine mehr, denn dort erkannte ich die Umrisse eines Hauses, das mir selbst in der Dunkelheit einen ziemlich verfallenen Eindruck machte.

Licht brannte nicht.

Das Haus stand dort wie ein gefährlicher Klotz, der durch das schief sitzende Dach zwar wankend wirkte, aber dennoch nicht umfiel und auch bereit war, weitere Stürme zu überleben.

Ich ließ mir Zeit, verschmolz mit dem Schatten eines Baumes und beobachtete nur.

Es tat sich nichts. Keine Spur wies darauf hin, daß jemand in dem Haus wohnte.

Vorsichtig setzte ich nach einer Weile meine Schritte. Selbst ein Lauscher in der Nähe hätte mich nicht gehört, denn der Rasen dämpfte fast bis zur Lautlosigkeit.

Sollten sich der Satan und seine Getreuen dort tatsächlich verkrochen haben, hatten sie ein ideales Versteck gefunden.

Noch wies nichts darauf hin.

Die große Tür war nicht verschlossen. Sie bestand aus schwarz gebeiztem Holz, war ziemlich dick, und ich mußte kräftig dagegen drücken, um sie so weit aufzubekommen, daß ich hindurchschlüpfen konnte.

Eine andere Welt umfing mich.

Man konnte sie kaum beschreiben, aber sie kam mir muffig, alt und verbraucht vor.

Leider sah ich so gut wie nichts. Die Wände waren nur mehr als Umrisse zu sehen, Fenster schimmerten wie matte, rechteckige Augen. Ich zog witternd die Nase hoch, suchte nach Schwefelgeruch, doch nur die verbrauchte Luft wehte mir entgegen.

Kein Satansgestank.

Aber ich hörte die Stimmen. Sie kamen plötzlich, und sie drangen von allen Seiten auf mich ein.

»Willkommen…«

Es sprachen Männer und Frauen. Einzelne Stimmen konnte ich nicht unterscheiden, ich wußte auch nicht, ob sie zu Menschen oder

Geistern gehörten, jedenfalls fühlte ich mich als ein Mittelpunkt, ging auch nicht weiter und ließ die Stimmen auf mich einwirken.

Nur das Wort »Willkommen« hatte ich verstanden. Was sie sonst noch sagten, registrierte ich zwar, aber ich vernahm keine Einzelheiten. Meine Blicke bohrten sich in das Dunkel. Irgendwo mußten Umrisse oder Schatten zu sehen sein, wenn ich es mit Menschen zu tun hatte. Es war nicht der Fall. Nur die tintige Dunkelheit umgab mich, in der sich alles verborgen halten konnte.

Gefährliche Dämonen, Geister, Höllendiener, die eine feinstoffliche Struktur angenommen hatten und für mich nicht sichtbar waren.

Sichtbar war dafür das Kreuz!

Ich hatte es hervorgeholt und hielt es in der Hand. Aus der Faust schaute es hervor, und ein seltsam fahles Leuchten umgab die geometrischen Umrisse.

Das Kreuz spürte die Gefahr, aber es tat nichts dagegen. Es warnte mich nur.

Die Stimmen wisperten weiter. Noch immer verstand ich nicht, was sie eigentlich wollten, und ich drehte mich im Kreis, ging dann zur Seite, die Lautstärke blieb konstant.

Sie verfolgten mich unsichtbar.

Viel Platz hatte ich nicht. Wenigstens nahm ich es an, denn ich konnte kaum etwas erkennen, bis ich den roten Schein sah.

Sofort blieb ich stehen.

Vor mir sah ich das geheimnisvolle Glosen und Leuchten. Ein rötliches Licht, langgestreckt, in der Form an eine aufrecht stehende Birne erinnernd.

Aber es war nicht nur ein Schein, der mir da entgegenleuchtete. In seinem Innern erkannte ich eine Gestalt.

Sheila Conolly!

Sie stand, ich blieb stehen. Beide fixierten wir uns. Verändert hatte sich Sheila nicht, nur daß sie von diesem geheimnisvollen Leuchten umgeben wurde. Ihr Blick war starr. Um ihre Lippen lag ein feines Lächeln, das auch eine Lockung sein sollte, doch ich blieb auf dem Fleck stehen.

Die Stimmen hatten sich zurückgezogen. Sie waren von mir als unheimliches fernes Flüstern und Raunen zu vernehmen, und meine etwas hallend klingende Stimme durchbrach das lastende Schweigen.

»Was tust du hier, Sheila?«

Sie kniff leicht die Augen zusammen, bevor sie die Lippen zu einer Antwort öffnete. »Er hat mir Bescheid gegeben, und ich will zu ihm kommen.«

»Meinst du deinen Vater?«

»So ist es.«

Ich schüttelte den Kopf. »Sheila, dein Vater ist tot. Das ist alles Lug

und Trug. Der Teufel, der im Hintergrund sitzt, will nicht deinen Vater, sondern dich, denn ihn hat er schon.«

Sheila ging auf meine Bemerkung nicht ein, denn sie gab eine völlig andere Antwort. »Mein Vater will mir das Jenseits zeigen, und er hat es mir bereits geschildert.«

»Wann?«

»In meinen Träumen«, antwortete Sheila.

»Weshalb hast du darüber nicht mit mir gesprochen?«

»Du warst nicht da, John. Du hattest mit anderen Gegnern zu viel zu tun. Denk an Xorron, an Shimada…«

Da hatte sie recht. Die letzte Woche war verflucht schlimm gewesen.

Xorron gab es nicht mehr, aber niemand von uns wußte, wie es weitergehen würde, denn Shimada war aufgetaucht. Eine neue, unbekannte Größe im gewaltigen Spiel der Kräfte.

»Außerdem hat mir mein Vater untersagt, mit irgend jemand über meine Träume zu reden. Und daran habe ich mich gehalten. Nur wenn ich ihm gehorche, kann ich das sehen, was für mich so wichtig ist. Welcher Mensch vor mir hat schon einen so langen intensiven Blick in das Jenseits werfen können? Selbst du nicht, John Sinclair, wo du in zahlreichen Dimensionen gefangen warst oder sie durchwandert hast. Mir öffnen sich Türen, die allen anderen Menschen verschlossen bleiben. Unsere Ahnherren und Verwandten haben es geschafft. Wir sind ausersehen, sie treffen zu dürfen.«

»Dabei spielt auch ein Mord keine Rolle, wie?« hielt ich ihr entgegen.

»Ich habe nicht gemordet.«

»Aber ein anderer. Henry Torry!«

Sheila hob die Schultern. »Jeder macht nur das, was man von ihm verlangt.«

Ich stellte eine Suggestivfrage. »Du würdest es auch machen?«

»Natürlich.« Ohne zu zögern, gab sie mir diese Antwort, und sie erschreckte mich. Hätte Sheila jetzt eine Waffe besessen und den Befehl bekommen, mich zu töten, bei Gott, sie hätte sicherlich abgedrückt.

Ich schüttelte mich. Von Jane Collins hätte ich so etwas erwarten können, aber von Sheila?

Schreckensvisionen standen plötzlich vor meinem geistigen Auge. Ich mußte daran denken, daß ich Nadine Berger praktisch verloren hatte, danach war mir Jane Collins genommen worden, und jetzt stand Sheila Conolly praktisch mit beiden Füßen auf der Schwelle zum Dämonenreich.

Das durfte nicht passieren.

Ich atmete tief ein. »Komm zurück, Sheila«, sagte ich mit rauher Stimme. »Dein Platz ist hier bei uns. Denk an Bill, an deinen Sohn. Dein Vater existiert nicht mehr. Er ist ein Trugbild, so wie auch die

Ahnherren der anderen Trugbilder sind…«

»Du kannst sagen, was du willst, John. Ich habe mich bereits entschlossen, und dabei bleibt es.«

»Nein!« erwiderte ich. »So einfach lasse ich dich nicht entkommen, Sheila. Du wirst nicht in Satans Hände geraten. Das schwöre ich dir. Ich hole dich raus. Und wenn es sein muß, mitten aus der Hölle. Das habe ich auch Bill versprochen…«

»Dann komm her…« Sie winkte mir sogar zu und ihr Lächeln wirkte so rätselhaft, daß ich das Gefühl hatte, in ihre Falle zu laufen.

Trotzdem, ich ging auf sie zu. Wenn ich etwas für Sheila tun wollte, durfte ich keine Angst zeigen und mich vor nichts fürchten. Auch nicht vor dem Teufel und der Hölle.

In direkter Linie lenkte ich meine Schritte auf Sheila Conolly zu. Aber sie spielte mir einen Streich. Immer dann, wenn ich vorging, ging sie zurück. So blieb die Entfernung gleich, und ich stoppte nach etwa fünf Yards. Meiner Ansicht nach hatte ich jetzt genau den Punkt erreicht, wo Sheila vorhin gestanden hatte. Erst jetzt erkannte ich die Öffnung.

Tatsächlich, ich hielt mich auf der Schwelle eines Durchgangs oder einer nicht mehr vorhanden Tür auf.

Der Weg führte in die Tiefe des Hauses.

»Komm zu mir«, hörte ich Sheilas lockende Stimme. »Dieses Haus gehört dem Teufel, wir sind seine Mieter und Gäste. Komm weiter, John, du sollst alle kennenlernen.«

Und ich folgte ihr.

Der rote Schein, der Sheila umhüllte, wies mir den genauen Weg. Ich wurde tiefer in das Gebäude gelockt, das einmal eine Bücherei gewesen war. Der Übergang gestaltete sich fließend. Ohne es eigentlich zu merken, gelangte ich in einen großen Raum, in dem wohl früher die zahlreichen Bücher gestanden hatten, denn an den Wänden befanden sich noch die hohen, bis zur Decke reichenden Regale.

Jetzt waren sie leer. Einige standen nicht mehr so, wie es eigentlich hätte sein sollen. Sie waren zusammengekracht und lagen als hölzerne Trümmer auf dem Boden.

Sie störten aber nicht, denn die meiste Fläche des Raumes war frei. In die Mitte bewegte sich auch Sheila. Und während sie noch ging, veränderte sich der Schein. Er verblaßte, wurde bleich und verschwand schließlich völlig.

Auch Sheila sah ich nicht mehr, denn die Dunkelheit hatte sie verschluckt. Ich kam mir vor wie der Mittelpunkt einer schweigenden Mauer.

Nichts war zu sehen, nichts zu hören. Dennoch glaubte ich, vor mir, etwa in der Zimmermitte, Schatten zu sehen.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben, denn im nächsten Augenblick

wurde es heller.

Genau dort, wo ich die Gestalten vermutete, begann ein seltsam fahles Licht aus dem Boden zu kriechen.

Es war ein unheimlicher Vorgang, der eine Faszination ausübte, der auch ich mich nicht entziehen konnte.

Das Licht schlich aus der Tiefe. Es war nicht direkt hell und auch nicht dunkel, eine seltene Mischfarbe, wie ich sie kaum gesehen hatte. Kurz vor dem Losbrechen eines Gewitters kann man am Himmel solche Farben entdecken.

Intervallweise schälten sich die auf dem Boden hockenden Gestalten aus der Finsternis.

Natürlich befand sich auch Sheila unter ihnen. An der Hose erkannte ich Henry Torry. Neben ihm saß die zweite Frau, dann kamen zwei Männer, die ich bisher nicht gesehen hatte.

Langsam nur kroch das Licht weiter. Es ließ Hände sehen, die seltsam fahl wirkten und mich an geisterhafte Krallen erinnerten. Arme entdeckte ich ebenfalls, Oberkörper, Gesichter - und Waffen.

All dies geschah in einer unheimlich wirkenden Lautlosigkeit, und nicht einmal das Atmen war zu hören.

Die Gesichter interessierten mich im Augenblick nicht so sehr. Obgleich sie unterschiedlich waren, glichen sie sich dennoch, denn mir kamen sie vor wie Masken.

Die Waffen waren interessanter.

Von der Henkerschlinge hatte ich bisher nur gehört, sie aber nie gesehen. Henry Torry hielt sie in der Hand, und die ovale Schlinge baumelte vor seinem Gesicht. Da es windstill war und er sich auch nicht bewegte, schien sie in der Luft festgefroren zu sein.

Sheila besaß keine Waffe, dafür die zweite Frau. Sie trug ein grünes Kostüm und hielt zwei lange Messer in ihren Händen. Solche Dinger hatte ich schon in Fleischereien gesehen, und ich mußte unwillkürlich schlucken.

Blieben die beiden Männer. Einer von ihnen hielt einen Spaten mit kurzem Griff fest. Das Blatt des Werkzeugs glänzte, wenn sich auch an seinem Ende einige dunkle Flecken befanden.

Der zweite Mann war kein Europäer. Das konnte ich erst jetzt sehen. Ein Malaie oder Indonesier.Seine Fäuste umklammerten die beiden Holzgriffe einer Nunchaki, eines widerlichen Instruments, das ähnlich wie eine spanische Garotte wirkte. Man konnte es als Würgekette bezeichnen, denn beide Holzgriffe waren durch diese Kette miteinander verbunden.

Fünf Gegner - vier davon bewaffnet.

Auch ich trug meine Beretta bei mir. Und natürlich auch das Kreuz sowie den Dolch, aber ich wollte auf keinen Fall den Anfang machen und auf die Menschen schießen. Zudem hoffte ich noch immer darauf,

Sheila herausholen zu können.

In meinem Nacken hatte sich der Schweiß gesammelt und rann jetzt in einer kalten, langen Bahn den Rücken hinab. Diese Gestalten machten einen furchterregenden Eindruck, und wenn ich an die Kräfte dachte, die Henry Torry besaß, wurde mir schon anders, denn ich glaubte nicht, daß die anderen schwächer waren.

Der Teufel hatte bestimmt vorgesorgt.

Kaum hatte ich an meinen speziellen Freund Asmodis einen Gedanken verschwendet, als er sich schon meldete. Er zeigte sich nicht, dafür hörte ich seine Stimme, und auch sie drang, wie das Licht, tief aus der Erde.

»Es hat dich schon einmal jemand willkommen geheißen, John Sinclair. Jetzt wiederhole ich es.«

»Darauf kann ich verzichten«, erwiderte ich kalt.

»Bestimmt, aber ich wollte nur höflich sein, und ich möchte dir auch die restlichen drei Menschen vorstellen, die zu mir gekommen sind, weil sie Kontakt mit dem Jenseits wollen.«

»Weshalb sind Sie dann bewaffnet, wenn du sie nur zu dir holen willst?« fragte ich.

»Ganz einfach. Sie tragen die Waffen, mit denen Ihre Vorfahren berühmt wurden. Bei dem lieben Henry Torry war es die Schlinge, nur die kleine Sheila hat keine. Ihr Vater tötete nicht, aber ich nahm sie gern in den Kreis mit auf, denn auch die Seele des alten Hopkins findet nicht die richtige Ruhe, schließlich stand er auf einer Seite, die du ja ablehnst, Geisterjäger!«

Manchmal konnte sich der Satan richtig gewählt ausdrücken. Das spielte keine Rolle, ich wollte nur Sheila.

»Bevor ich mein Spiel beginne, Geisterjäger, noch schnell die Namen. Die Frau heißt Frederice Landon. Vor fast hundert Jahren machte ihr Onkel blutige Geschichte. Er tötete Menschen und…«

»Ich weiß, was er tat«, unterbrach ich den Satan.

»Du hast schwache Nerven, wie?«

»Rede weiter!« Die Spielregeln des Teufels waren mir bekannt. Er kam nie direkt zur Sache, weil er ungemein eitel war und immer glänzen wollte.

Die Frau war aufgestanden. Sie hatte ein sehr rundes Gesicht, in dem die dicken Wangen besonders auffielen. Das Haar war pechschwarz, lag eng am Kopf, und der Pony war so geschnitten, daß er wie rasiert aussah. Aus ihren dunklen Augen fixierte sie mich kalt und böse.

Als der Satan mit der Vorstellung fortfuhr, setzte sie sich wieder hin.

»Der nächste ist Earl Nickel. Sein Großvater hatte sich als Totengräber einen Namen gemacht. Für die großen Organisationen begrub er auch mal Menschen, die noch lebten. Deshalb besitzt Earl den Spaten, das Markenzeichen seines Großvaters.«

Nickel stand auf. Er war größer als ich, dabei sehr knochig, und sein Gesichtsausdruck erinnerte mich an den eines Pferdes. Die wenigen Haare auf seinem Schädel waren zur Seite gekämmt worden und lagen direkt auf der blassen Haut. Er trug eine geflickte Jacke und dazu eine alte Hose.

Seine Hände erinnerten mich an knorrige Zweige.

»Solltest du noch nicht gestorben sein, Sinclair, dafür aber wehrlos, wird mein Freund Nickel dich trotzdem begraben. Hier in der Nähe ist noch viel Platz.«

Sheila reagierte überhaupt nicht, obwohl sie diese Morddrohung gehört hatte. Teilnahmslos schaute sie mich an, und der Teufel stellte den letzten vor.

»Steh auf, Luang!«

Der Angesprochene gehorchte. Dabei bewegte er auch seine Arme, und die einzelnen Glieder der Kette klirrten leise aneinander.

»Luangs Ahnherr war der Henker des Königs. In seinem Land holte man ihn, wenn es galt, Widersacher zu erledigen. Und der Ahnherr beherrschte die Nunchaki meisterhaft. Luang hat es von ihm geerbt, denn der Henker des Königs ist immer sein großes Vorbild gewesen. Ich habe auch mit seinem Geist gesprochen und auf ihn so eingewirkt, daß er mit Luang Kontakt aufnahm. All die hier Versammelten hingen sehr an ihren Vorfahren, John Sinclair, und sie werden alles tun, um ihnen nachzueifern. Durch den Kontakt mit ihnen sind sie in meinen Dunstkreis geraten, und wer sich einmal darin befindet, den lasse ich freiwillig nicht mehr heraus. Hast du sie nicht flüstern gehört, Sinclair? Es waren die Geister der längst Verstorbenen, denn sie halten sich immer in der Nähe ihrer Nachkömmlinge auf, um diese zu beschützen.«

Da hatte der Satan recht. Wer sich einmal in seinem Dunstkreis befand, den ließ er so leicht nicht los. Und auch mich hatte er, denn ich konnte mir vorstellen, daß er dieses Haus zu einer teuflischen Rattenfalle umfunktioniert hatte.

Dies bekam ich auch sehr bald bestätigt. »Das Haus, Geisterjäger, in dem du dich befindest, gehört mir. Es strömt meinen Geist aus, meinen Atem, und ich werde dafür sorgen, daß derjenige, der es betritt und den ich nicht eingeladen habe, es nur als Toter verläßt. Hast du gehört, Sinclair? Nur als Toter. Die Briefe aus der Hölle haben ihren Zweck erfüllt. Ich habe neue Diener und werde meinen Erzfeind los!«

»Gut, Asmodis«, sprach ich mit lauter Stimme. »Ich werde nichts unternehmen, noch nichts. Aber du kannst mir auch einen Gefallen tun. Gib Sheila Conolly frei!«

Selten hatte ich den Teufel so lachen hören, denn ich erschrak und wollte mir schon die Ohren zuhalten. »Ich soll sie freigeben? Hast du

nicht verstanden? Wer sich im Dunstkreis der Hölle befindet, den lasse ich nicht los. Egal, wer es ist. Ich habe einmal bei dir eine Ausnahme gemacht. Es geschah aus taktischen Gründen, das wird nicht mehr vorkommen. Sie gehört zu mir!«

Nur gut, daß Bill Conolly die Worte nicht mitbekommen hatte. Er wäre womöglich durchgedreht. Er und vor allem Suko waren meine versteckten Trümpfe, die ich in den Händen hielt. Die beiden konnten mir die nötige Rückendeckung geben, wenn sie rechtzeitig genug eintrafen.

Kampflos würde der Satan Sheila Conolly nicht freigeben. Zudem wollte sie nicht. Sie war völlig durchgedreht, die Stimme ihres Vaters hatte sie verrückt gemacht, so daß sie alles vergaß, auch ihre Familie.

Ich holte ein paarmal tief Luft. Der Teufel selbst hatte sich noch immer nicht gezeigt, aber er wohnte in diesem Haus. Die Innenwände strahlten seine Düsternis aus, sein Atem und sein Flair waren überall zu spüren, und auch das fahle Leuchten meines Kreuzes hatte noch nicht nachgelassen.

»Und noch etwas, John Sinclair!« vernahm ich wieder Asmodis' Stimme. »Du hast deine Gegner kennengelernt, denn ich stellte sie dir vor. Aber einen Feind, Sinclair, habe ich noch vergessen. Ich werde ihn dir jetzt nennen. Es ist das Haus. Diese alte Bücherei wird zu deinem schlimmsten Feind werden, denn ich habe sie erobert. Mein Geist lauert und lebt in diesen Mauern, so daß ich sie manipulieren kann. Wenn du nun gegen meine Freunde kämpfst, wirst du die tollsten Überraschungen erleben, das verspreche ich dir im Namen der Hölle.«

Fünf Gegner reichten also nicht. Ich hatte auch noch gegen das Haus zu kämpfen, und das konnte verdammt ins Auge gehen. Vielleicht war diese alte Bücherei sogar eine Todesfalle für mich.

Natürlich dachte ich daran, das Kreuz zu aktivieren. Ich hätte damit möglicherweise einiges zerstören können, vielleicht aber auch einiges zuviel.

Damit meinte ich Sheila.

Noch immer dachte ich nicht daran, sie dem Teufel zu überlassen. Ich suchte nach einer Chance, sie dem Höllenfürsten wieder zu entreißen. Asmodis selbst griff mich nicht an, denn dann hätte er erst das Kreuz überwinden müssen, was ihm wohl kaum gelungen wäre.

Ich wartete darauf, daß er noch etwas sagte. Asmodis dachte nicht daran, er verhielt sich still, dafür geschah etwas anderes.

Das seltsam graue Licht verschwand.

Diesmal sofort und ohne Zögern.

Dunkelheit!

Ich fühlte wieder das Kribbeln auf meinem Rücken und merkte auch den Druck im Magen.

Die Gefahr war da, sie lauerte.
Und dann vernahm ich das Klirren der Kette…

***

Als Suko und Shao vor der Haustür standen und ihrem Freund Bill Conolly ansahen, bekamen sie beide einen Schreck. Ohne sich abgesprochen zu haben, teilten sie die gleichen Gedanken.
Bill sah aus wie ein Toter.
Doch er war ein lebender Toter, so bleich, so blaß, mit dunklen Ringen unter den Augen und einer geschwollenen Stirnseite. Ein paarmal schluckte er, knetete die Hände und sagte schließlich mit würgender Stimme: »Kommt rein!«
Suko und Shao betraten das Haus. Es kam ihnen plötzlich so leer vor, die Atmosphäre stimmte nicht mehr, und Shao, die schwarzhaarige Chinesin, deutete auf die Tür des Kinderzimmers. »Was ist mit Johnny? Schläft er?«
Bill nickte.
Nadine kam aus dem Raum. Fast unhörbar schlich sie näher und begrüßte die beiden Ankömmlinge, indem sie ihren Körper gegen Shaos und Sukos Beine rieb.
Bill hatte die Tür hinter ihnen geschlossen. Er führte die beiden in Sheilas Arbeitszimmer, wo auch noch die Reste der blutigen Briefe lagen.
»Hier ist es passiert«, sagte er.
Suko bückte sich und hob ein Papier-Fragment auf. »Es ist wirklich die Schrift deines Schwiegervaters?«
»Wenn ich es dir sage.«
»Gut, Bill. Du weißt Bescheid, wir wissen Bescheid.«
»Und John auch«, sagte der Reporter.
»Was?« Shao war so überrascht, daß ihr die Frage über die Lippen glitt.
»Ja, ich habe mit ihm gesprochen.« Bill hob die Schultern. »John arbeitet an dem gleichen Fall, stellt euch das vor. Wenn das kein Zufall ist, dann…«
»Hat er schon etwas unternommen?« wollte Suko wissen.
»Nein, er hat Sheila aber gesehen. Sie befindet sich an der Tate Gallery.«
»Wo wir auch hinmüssen«, sagte Suko und schaute Bill an. »Wir nehmen meine Harley, damit sind wir schneller. Hast du noch einen Helm, Bill? Shaos wird dir kaum passen.«
»Ja, natürlich. Er liegt schon bereit. Ich dachte mir so etwas.«
»Gut, dann fahren wir jetzt.«
»Wir hätten uns da auch treffen können«, sagte der Reporter. »Ich habe nicht daran gedacht!«

Suko legte Bill eine Hand auf die Schulter. »Mach dir nichts draus, alter Junge. John ist da und wird die Sache schon schaukeln.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich sehe das nicht so optimistisch, Suko.«

»Und weshalb nicht?«

»Du hättest Sheila sehen sollen. Sie hat sich völlig verändert. Sie ist eine andere geworden, denn der Satan hält sie in den Klauen. Du erkennst sie nicht wieder. So verändern kann sich normalerweise kein Mensch. Und ob sie noch einmal in diese Atmosphäre hier zurückkehren wird, ich kann daran kaum glauben.«

Während dieser Worte hatte sich Bill eine Jacke angezogen. Sie war gefüttert, denn der Fahrtwind würde schneidend werden.

Nadine, die Wölfin, zeigte sich unruhig. Sie konnte nicht hockenbleiben und strich um die Beine der Freunde. Anscheinend witterte oder ahnte sie mehr, nur konnte sie sich nicht so artikulieren, daß sie auch von den Menschen verstanden wurde.

Es war alles furchtbar verfahren.

»Sogar ihr Kreuz hat sie abgenommen«, flüsterte Bill und zeigte es den beiden Freunden. Als er diese Worte sagte, röteten sich seine Augen, und auf seinem Gesicht lag eine Gänsehaut.

Suko griff zu und schloß Bills Finger, so daß die Hand eine Faust bilden konnte. »Behalte es«, sagte er. »Wir nehmen es mit und werden es ihr übergeben.«

Bill lachte bitter. »Ich weiß nicht, woher du diesen Optimismus nimmst, wirklich nicht.«

»Hat uns der nicht immer ausgezeichnet?«

»Schon, aber…«

»Kein aber, alter Junge. Es geht los. Komm, jede Sekunde ist kostbar! Wir müssen John unterstützen, und Sheila, die hauen wir ganz nebenbei noch heraus«, bemerkte Suko mit einem knappen Lächeln.

Shao stand da und sagte nichts. Auch nicht, als sich die beiden von ihr verabschiedeten.

Nur als die Tür hinter den Männern zugefallen war, senkte sie den Kopf und hauchte: »Sie schaffen es nicht. Sie sind zu schwach. Sheila ist eine andere geworden, ich fühle es…«

Dann ging sie ins Kinderzimmer, wo Johnny Conolly lag der von alldem nichts ahnte…

***

Dieses Klirren der Kette war für mich so etwas wie ein Warnsignal.

Deshalb zog ich mich sofort zurück und hörte etwas durch die Luft pfeifen, als hätte jemand eine Säbelklinge geschlagen.

Er traf nicht, denn ich hatte mich geduckt und gleichzeitig meine Beretta gezogen.

Das Kreuz steckte in meiner Tasche. Da es leuchtete, hätte es meinen Standort zu leicht verraten können, und so einfach wollte ich es meinen Gegner auch nicht machen.

Ich blieb in meiner geduckten Haltung und lauerte darauf, daß die anderen etwas taten. Sie mußten ja aus der Reserve kommen, denn ich war schließlich der Gejagte.

Am meisten dachte ich darüber nach, was mir der Teufel zum Schluß so höhnisch mitgeteilt hatte. Dieses Haus sollte oder konnte zu einer Todesfalle werden, und meiner Ansicht nach würde es sich auf irgendeine Art und Weise verändern.

Da mußte ich erst einmal abwarten.

Mit der Hacke stieß ich gegen einen Widerstand. Ob es bereits eine Wand war, wußte ich nicht, spürte jedoch, wie sich der Widerstand löste, ohne daß ich etwas dagegen tat.

Für einen Moment rührte ich mich nicht und stellte fest, daß etwas an meiner rechten Wade hochstreifte. Der Gegenstand wurde in die Höhe geschoben.

Stand da schon jemand hinter mir?

Ich duckte mich und flirrte herum. Mit der Schädelkante stieß ich gegen etwas Hartes, griff mit der linken freien Hand zu und bekam meinen »Gegner« zu fassen.

Dieser Gegner war ein Brett!

Ich hatte ja von den zusammengebrochenen Regalen erzählt, und das Brett schwebte, ohne daß es jemand anhob, langsam in die Höhe.

Die Magie des Hauses machte es möglich.

Ich packte noch härter zu und hatte zuviel Kraft hineingelegt, denn ich taumelte zusammen mit dem Brett in der Hand rückwärts. Dann drehte ich mich und schleuderte es weg.

Es gab einen dumpfen Aufprall. Zusätzlich hörte ich noch das Klirren der Nunchaki.

Wahrscheinlich war Luang getroffen worden. Einen Laut der Überraschung oder des Schmerzes vernahm ich nicht. Der Malaie mußte schon ein knochenharter Bursche sein.

Ich wechselte gedankenschnell meinen Standort, huschte zur Seite, tat den ersten, den zweiten, den dritten Schritt und steckte plötzlich mit den Füßen fest.

Morast, Sumpf! Oder gierige Monsterarme. Ich wußte es nicht. Auf jeden Fall wurde ich festgehalten und kam einfach nicht mehr weg.

Im ersten Augenblick überflutete mich die Panik. Der Boden hielt mich und wollte mich auch nicht loslassen. Hinzu kamen noch die fünf Feinde, die mir ans Leben wollten.

Eine verdammte Situation, in die ich da hineingerutscht war. Es zog mich tiefer. Dieser seltsame Morast hielt meine Fußknöchel bereits umklammert. Ich ruderte mit den Armen, um mein Gleichgewicht zu

halten. Wer mich jetzt sah, hätte über mich lachen können, mir selbst war nicht danach zumute.

Der Teufel hatte dieses Haus als Falle bezeichnet.

Das war sie auch.

Irgendwo erklang wieder das Klirren der Kette. Für mich war dieses Geräusch eine angsterzeugende Begleitmusik. Luang konnte sich auch unhörbar anschleichen und mich mit der Nunchaki erwürgen.

Er kam nicht, dafür eine andere.

Die Frau mit den Messern. Sie mußte vor meinen Füßen gelauert oder sich unhörbar angeschlichen haben, denn plötzlich schnellte sie in die Höhe, und aus der Dunkelheit leuchtete mir ihr Gesicht entgegen.

Eine häßliche Fratze.

Die Wangen waren aufgeplustert, als hätte sie von innen Luft hineingeblasen. Die Augen glichen kleinen, dunklen Rädern. Ungewöhnlich fahl leuchtete die Gesichtshaut. Sie schimmerte in dem gleichen grauhellen Licht, das ich schon kannte.

Und sie hatte die Waffen!

Mit beiden Fäusten hielt sie die Griffe umklammert. Die Spitzen der mörderischen Instrumente wiesen genau auf mich. Sie sahen aus wie Bohrer und rahmten das Gesicht der Frau etwa in Wangenhöhe ein. Die Lippen zog Frederice Landon zu einem häßlichen Grinsen zurück, in ihren Augen flammte es für einen Moment auf, dann rammte sie den Kopf vor und gleichzeitig auch die Dolche.

Ob die Waffen mich getroffen hätten oder nicht, konnte ich nicht sagen.

Ich wollte das Risiko auch nicht eingehen und schickte meine Faust mit der Beretta auf die Reise.

Es war ein wuchtiger Hammerschlag. Und meine Reichweite war größer. Ich traf die Mörderfrau, bevor sie mich mit dem Messer malträtieren konnte.

Sie kippte zurück. Ein seltsames Grunzen vernahm ich noch, dann entschwanden sie aus meinem Blickfeld.

Ich aber wurde von dem verdammten Stumpf weiterhin festgehalten, bückte mich und half mir mit dem Kreuz. Dieser Morast war nicht normal, dagegen mußte man etwas unternehmen können, und das Kreuz löste ihn tatsächlich auf.

Ich konnte mich wieder bewegen, nutzte dies auch sofort aus und huschte zur Seite.

Noch hatte ich keinen meiner Gegner erledigen können, aber sie hatten mich ebenfalls nicht gepackt.

Das war schon etwas.

Ich orientierte mich zurück. Von dort war ich gekommen, da mußte auch der Ausgang liegen, falls es ihn noch gab, denn der Satan hielt

nicht umsonst das Haus unter seiner Kontrolle. Er konnte es manipulieren.

Bewiesen hatte er dies schon.

Ich spitzte meine Ohren. In der Dunkelheit war nichts zu sehen, deshalb mußte ich mich auf mein Gehör verlassen. Ein paarmal hatte ich das Klirren der Nunchaki-Kette gehört, nun war es verstummt. Ich wußte überhaupt nicht mehr, wo meine Gegner lauerten.

Welche Überraschung hielt der Satan wohl als nächste für mich bereit?

Sie kam schneller, als ich erwartet hatte, denn da waren plötzlich Stimmen, die mich umtanzten. Ich hatte sie bei meinem Eintritt schon gehört und wußte aus den Erklärungen des Teufels, daß dies die Geister der Verstorbenen waren.

Unter ihnen mußte sich auch der Geist eines gewissen Sir Gerald Hopkins befinden.

Diesmal hörte ich sie nicht nur, ich sah sie auch.

In der Dunkelheit waren sie blasse Schatten. Schemen, die einen rasenden Wirbel verursachten und mich an Wattestreifen erinnerten, die auseinandergerissen worden waren und jetzt durch die Luft fegten.

Ein unheimliches Spiel, das sich meinen Augen bot, ich wollte sie mit dem Kreuz attackieren, meine Hand schnellte schon vor, da waren sie wieder verschwunden.

Dafür kam ein anderer.

Der Mann mit dem Spaten.

Ich vernahm sein glucksendes Lachen, ahnte seine Gestalt mehr, als ich sie sah und entdeckte nur den Spaten, den er so hielt, daß die scharfe Kante genau auf mich zeigte.

Er würde zustoßen!

Und er tat es.

Es war eine blitzschnelle Bewegung, der ich eine ebenso schnelle Drehung entgegensetzte. Das Blatt erwischte mich nicht, dafür konnte ich den Mann packen.

Wieder schlug ich zu.

Ich wollte nicht schießen, denn diese Menschen - zu ihnen gehörte auch Sheila - waren keine Dämonen, sondern nur Beeinflußte, und bei ihnen reagierte ich anders als bei den Schwarzblütlern.

Die Waffe erwischte ihn am Hals.

Ich hörte seinen leisen Schrei, sah ihn torkeln, drehte mich und schlug noch einmal zu.

Diesmal traf ich voll.

Der Totengräber, der mich sicherlich unterschätzt hatte, richtete sich noch einmal auf und sackte dann zusammen.

Noch vier.

Sheila zählte ich dabei nicht, denn sie würde sicherlich nicht zögern,

auch gegen mich einzusteigen.

Wenn nur die verdammte Dunkelheit nicht gewesen wäre. So mußte ich mich vortasten, wenn ich wegging. Ich streckte die Arme aus, um nicht so ohne weiteres gegen ein Hindernis zu laufen.

»Wir holen dich, John!«

Mich traf die Stimme wie ein Schlag, denn dieses Versprechen hatte mir Sheila gegeben, und das gefiel mir überhaupt nicht.

»Komm zurück, Sheila!«

Ich hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich zur Seite sprang, und das war gut so, denn plötzlich sirrte etwas über meinen Kopf hinweg und fuhr mit einem dumpfen Laut in ein anderes Ziel. Wahrscheinlich in eine der Wände.

Wenn es tatsächlich ein Messer gewesen war, das mich nur knapp verfehlt hatte, dann war es nicht weit geflogen, und deshalb wollte ich es mir schnappen. Eine weitere Waffe konnte niemals schaden.

Geduckt lief ich in die entsprechende Richtung. Ich hatte es auch nicht weit bis zur Wand, und die hatte sich nicht verändert, denn dort bestand noch immer die Holzverkleidung der alten Bücherei.

Rasch tastete ich sie ab und fand in Kopfhöhe genau das, was ich gesucht hatte.

Das Messer.

Plötzlich war das Klirren ganz nah. So nahe schon, daß ich nicht mehr dazu kam, auszuweichen. Ich wollte zwar zur Seite, aber das Klirren verstärkte sich.

Ein Beweis, daß es sich dicht an meinen Ohren befand. Und nicht nur das. Etwas Kaltes spürte ich für einen winzigen Moment am Hals, dann zog Luang, der Malaie, die Nunchaki zu.

Ich hörte ihn noch lachen und dachte daran, daß er mich erwürgen wollte…

***

Verständlicherweise konnte es Bill Conolly nicht schnell genug gehen.

Er machte sich große Sorgen wegen Sheila, saß geduckt hinter Sukos Rücken und klammerte sich an dem Chinesen fest, als wäre er sein letzter Rettungsanker.

Sie jagten durch die Nacht.

Bill war zu leicht angezogen. Dennoch spürte er nicht den beißenden Wind, der die Kälte mitbrachte, die auch seine Haut malträtierte und die Augen tränen ließ, denn er hielt das Sichtvisier hochgeklappt.

Bill dachte nur an Sheila. Noch immer sah er sie vor sich, und er dachte daran, wie erschreckend sie sich verändert hatte. Sie war zwar äußerlich die gleiche geblieben, doch im Innern hatte sie sich auf die Seite des Teufels gestellt.

Und damit hätte Bill nie gerechnet.

Es war ein kühler Septemberabend. Der Sommer lag endgültig hinter ihnen, die große Hitze war vorbei, und die Menschen hatten auch keine Lust mehr, die Häuser und Wohnungen zu verlassen, so daß die Straßen ziemlich leer wirkten.

Was es zu überholen gab, daran rauschten sie vorbei.

Suko war ein excellenter Fahrer. Die Straße, die Harley und er schienen eine Einheit zu bilden, und Bill kam überhaupt nicht in den Sinn, daß ihnen etwas passieren könnte.

Hinter ihnen zerflatterte die Abgasfahne. Suko nahm die Kurven scharf und fuhr zumeist über breite Straßen, denn dort konnte er Zeit aufholen.

Natürlich waren sie viel zu schnell, aber Strafanzeigen durften sie nicht kümmern.

Es ging um mehr.

Als sie die unmittelbare Nähe des Vincent Square erreicht hatten, atmete der Reporter zum erstenmal auf. Von hier bis zum Ziel war es nur mehr ein Katzensprung.

Es dauerte nicht einmal zwei Minuten - Suko bewies noch einmal all seine Fahrkünste -, als sie den wuchtigen klassizistischen Bau der Tate Gallery sahen.

Vor diesem Kulturtempel war alles ruhig. Es gab auch nichts, was auf eine Bücherei hingewiesen hätte, die würde höchstwahrscheinlich an der Rückseite liegen.

Schon bald erreichten sie den Parkplatz. Suko fuhr sehr langsam. Sie entdeckten zuerst den Bentley und sahen wenig später den Porsche der Conollys.

»Halt an!« rief Bill.

Suko stoppte neben dem Sportwagen. Bill rutschte zuerst von der Harley, schaute zu, wie sein Freund die Maschine aufbockte und blickte durch die Scheiben in den Porsche.

Der Wagen war leer.

Suko schlug dem Reporter auf die Schulter. »Komm, wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«

Bill war einverstanden. Sie ließen den Parkplatz schnell hinter sich und sahen auch den Park, der sich wie eine dunkle, geheimnisvolle Insel vor ihnen ausbreitete.

»Da müßte die Bücherei eigentlich liegen«, murmelte Suko. Er und Bill verschwanden zwischen den Bäumen. Sie gingen auf direktem Weg zum Fluß hinunter, blieben allerdings nicht zusammen, sondern bildeten eine Schere. So war die Wahrscheinlichkeit größer, das Haus schneller zu finden.

Suko hatte das Glück. Er entdeckte die Lichtung und sah auch die Umrisse des Gebäudes.

»Bill!«

Der Ruf war nicht laut, aber er reichte völlig aus, und der Reporter war wenig später zur Stelle.

»Das ist es!« hauchte er. Sein Gesicht verzerrte sich dabei. Er holte die Beretta hervor und stieß den Namen seiner Frau aus. »Sheila«, flüsterte er.

»Ich hole dich hier raus, das verspreche ich dir.«

Suko wollte ihn noch warnen, doch der Reporter war so von seiner Mission überzeugt, daß er auf nichts mehr achtete und auch nicht an die Gefahren dachte, die eventuell auf ihn lauerten.

Die alte Tür war verschlossen. Das kümmerte Bill Conolly nicht. Er stürmte auf sie zu, packte die Klingel, erstarrte für einen Moment und begann im nächsten Augenblick fürchterlich zu schreien.

Bill Conolly war in eine magische Falle gelaufen!

***

Und ich steckte ebenfalls in der Falle!

Luang, der Mann mit der Nunchaki, wollte mich auf schreckliche Art und Weise umbringen. Die Kette spannte sich bereits um meinen Hals, und sicherlich hatte mein Gegner die Holzstäbe hinter meinem Rücken bereits über Kreuz gelegt.

Ich bekam keine Luft mehr und wurde auch nach hinten gerissen.

Dabei trat ich zu.

Meine Hacke traf das Schienbein des Malaien. Ich hörte ihn aufstöhnen, für einen Moment lockerte sich die Klammer am Hals, ich bekam etwas Luft und rammte die angewinkelten Arme zurück.

Gern hätte ich mir Treffer mit den Ellenbogen gewünscht, doch Luang war ungemein geschmeidig. Er hatte sich bereits zur Seite gedreht, so daß meine Arme ins Leere stießen.

Dafür riß er mich von den Beinen.

Ich prallte schwer zu Boden, hörte auch den dumpfen Schlag, und die Kette löste sich nicht von meinem Hals, Sie umklammerte ihn weiterhin mit ihren stählernen Gliedern.

Ich lag auf dem Rücken, der andere wollte mich hochziehen und dabei töten.

Diese Tricks kannte ich auch, aber dagegen hatte ich einiges. Ich spannte meinen Körper, zog die Beine an, vollführte eine Rolle rückwärts und ließ meine langen Beine nach vorn schnellen.

Luang stand gebückt.

Diesmal mußte er den Schlag nehmen. Ich hörte ihn stöhnen, bekam meine Arme ebenfalls halbhoch, und es gelang mir, die Finger zwischen Kette und Hals zu schieben.

So brachte mich der plötzliche Ruck, mit dem Luang nach hinten geschleudert wurde, nicht um.

Der Hundesohn ließ auch nicht los. Ich wurde noch mitgeschleift. Meine Hände übten einen Gegendruck aus, und dabei rutschte ich über den Boden.

Jemand wankte heran. Es war der Kerl mit dem Spaten. Sein Gesicht leuchtete bleich, weil es wieder von diesem grauen Licht umflort wurde, und ich sah auch das Blitzen des Spatenblatts.

Nicht nur Luang wollte mich umbringen, auch Earl Nickel.

Und er war im Augenblick am gefährlichsten.

Eine Hand mußte ich von der Kette nehmen, riß meine Pistole hervor, und bevor das Spatenblatt auf mich niederfahren konnte, hatte ich schon geschossen.

Die Silberkugel traf.

Earl Nickel zuckte zusammen. Plötzlich schaute er mich ungläubig an, die Waffe in seiner Hand begann zu zittern, denn die Kraft rann aus seinen Armen. Wo ihn die Kugel erwischt hatte, konnte ich nicht erkennen, denn das graue Licht schwächte sich wieder ab, und die Gestalt verschmolz mit der Dunkelheit.

Noch in der gleichen Sekunde vernahm ich einen schweren Fall. Nickel lag am Boden.

Luang aber wollte es wissen.

Er hätte es vielleicht schon kurz vorher schaffen können, doch mein Schuß hatte ihn zu sehr abgelenkt. Und dieses Zögern rettete mir vorläufig das Leben.

Ich warf mich zur Seite, zog Luang dabei mit und sah ihn stolpern. Er war nur ein Schatten, aber mein Karatehieb erwischte ihn.

Ich hatte sehr viel Kraft hinter diesen Schlag gelegt, und die Kräfte des Mannes verließen ihn. Er torkelte noch, dann fiel er zu Boden und blieb liegen.

Die Nunchaki hatte er nicht losgelassen. So rasch es ging, wickelte ich sie mir vom Hals weg und kam endlich dazu, wieder die normale Luft einzuatmen.

Obwohl sie in diesem Haus nicht die beste war, kam sie mir köstlich vor. Allerdings hatte ich Schwierigkeiten beim Atmen, zudem brannte die Haut an meinem Hals wie Feuer.

Ich keuchte, spie und ächzte. Auf die Beine stemmen, konnte ich mich nicht, ich mußte mich erst ausruhen und kam mir in diesen Augenblicken verdammt hilflos vor.

Unter mir zitterte der Boden. Ich hörte ein Knirschen und dachte wieder an die Worte des Teufels.

Er veränderte das Haus.

Als das Knirschen lauter wurde, reagierte auch ich. Trotz der Schmerzen drehte ich mich herum, zog die Beine an und versuchte, aus der Gefahrenzone zu kriechen.

Das Knirschen begleitete mich. Längst war die Unterlage nicht mehr

so fest, und ich ahnte, daß der Boden bald zusammenkrachen würde.

Der Teufel spielte alle Tricks aus.

Als ich mich auf die Knie stemmen wollte, da brach der Boden unter mir weg.

Ich fiel.

Ohne es zu wollen, löste sich aus meiner Kehle ein Schrei. Während des Falls streckte ich meine Beine aus. Dies geschah mit einer Reflexbewegung, und es war gut, daß ich so reagiert hatte, denn ich kam mit beiden Füßen zuerst auf.

Ein harter Boden. Der Aufprall stauchte mich ein wenig zusammen, den Druck spürte ich im Kopf, doch ich hatte den Fall gut überstanden, ohne mir irgend etwas zu verstauchen oder zu brechen.

Automatisch lief ich ein paar kleine Schritte weiter, schaute dann zurück und gleichzeitig nach oben.

Das Loch, durch das ich gefallen war, zeichnete sich an der Decke als blasse Öffnung ab. Sie besaß eingerissene und gezackte Ränder und war ziemlich groß.

Jetzt sah ich wieder das Licht. Nicht im Keller, sondern am Rand des Loches. Unhörbar kroch es näher, füllte die Öffnung aus, und im nächsten Augenblick starrten sie alle zu mir herab.

Bis auf einen.

Der Totengräber war wohl so angeschlagen, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Vielleicht hatte ich ihn auch tödlich erwischt, ich wußte es nicht, doch die vier übrigen reichten völlig aus.

Graue Gesichter. Kalte, tödliche Masken, wobei ich das Gesicht von Sheila mit hinzurechnete.

In ihrem Blick stand kein Funke Gefühl. Der Mund bildete einen Strich.

Hart traten die Wangenknochen hervor. Da das Licht sehr scharf war, konnte ich alles genau erkennen.

Die Gestalten mußten auf dem Boden liegen oder knien. Ich entdeckte Henry Torry ebenfalls. Er hielt wieder eine Schlinge fest und ließ sie in die Öffnung hineinbaumeln.

Dann sah ich Frederice Landon. Ein Messer hatte ich ihr abnehmen können, sie winkte mit dem zweiten und grinste diabolisch dazu. Neben ihr hockte Luang.

Das erschreckte mich am meisten, denn ihn hatte ich ja mit einem harten Karateschlag erwischt. Dieser Treffer schien ihm nichts ausgemacht zu haben, denn er zeigte sich verdammt munter und hielt die Nunchaki in seinen Händen. Die einzelnen Glieder der Kette glänzten wie tödliche Ringe. Sie klirrten sogar. Die Melodie jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Bisher hatten sie nichts gesagt, nun öffnete ausgerechnet Sheila den Mund, um mir die folgenden Worte entgegenzustoßen.

»Jetzt haben wir dich, John. Der Teufel wartet und wir auch!« Sie streckte ihre Arme aus und rieb sich die Hände. Ein widerliches Geräusch, wenn ich es in Zusammenhang mit dem Gesprochenen sah.

Ich hatte damit gerechnet, daß sie springen und mich gemeinsam angreifen würden, da täuschte ich mich, denn so lautlos, wie sie gekommen waren, glitten sie auch wieder zurück.

Das Licht verschwand ebenfalls, ich blieb in der Dunkelheit eines muffigen Kellers stehen.

Ein unbekanntes Gelände, durch das ich mich auch nicht weitertasten wollte, denn nun setzte ich meine kleine Leuchte ein. Der Strahl war dünn, viel konnte ich nicht erkennen, als ich mich drehte, aber ich sah, daß der Keller unter anderem als Lager für Bücher gedient hatte. An den Wänden waren noch die alten Bücher gestapelt und mit einer Folie verschweißt worden, damit sie nicht vergilbten.

Der Keller bestand aus mehreren Räumen. Ich entdeckte einige Durchbrüche, die in die anderen Räume oder Verliese führten, und ging auf den erst besten zu. Natürlich wollte ich hier unten nicht mein ganzes Leben verbringen, sondern suchte nach einer Treppe, die mich wieder in das normale Haus brachte.

Unter meinen Sohlen knirschte der Dreck. Es war das Geräusch, das mich begleitete.

Der Teufel tat nie etwas, ohne sich dabei etwas zu denken. So hatte er mich auch in den Keller gelockt, um mir hier eine Falle zu stellen. Noch ließ er mich in Ruhe.

Aber er zeigte sich mir.

Ich sah sein Gesicht.

Nicht nur einmal, sondern gleich in vierfacher Ausfertigung. Er lauerte vor, hinter und seitlich von mir, und seine schreckliche Fratze malte sich deutlich in den Wänden ab.

Er trug eine rote Kappe auf seinem Schädel, die Hörner stachen krumm aus der Stirn hervor, der breite Mund war zu einem Grinsen verzogen, und in den Augen leuchtete kalt der Haß.

»Ich freue mich, dich zu sehen, Geisterjäger. Du hast den Weg in den Keller gefunden. Viel Spaß…«

Mehr sagte er nicht, denn seine Gesichter verschwanden wieder. Ich hatte die kleine Leuchte nicht ausgeschaltet, deshalb konnte ich mich weiterhin im Keller umschauen.

Der Teufel hielt sich im Hintergrund, die anderen, seine Vasallen, würden versuchen, mich zu töten.

Und den ersten sah ich.

Es war Henry Torry.

Wo er hergekommen war, wußte ich nicht. Jedenfalls stand er plötzlich vor mir, grinste breit und hatte sogar ein kleines Souvenir mitgebracht.

Es war die Schlinge.

Torry hielt die Hand ein wenig erhoben. Er bewegte sie auch, und die Schlinge führte pendelartige Schwingungen aus. Sie sollte mich locken und mir klarmachen, was bald geschehen würde.

Meine Kehle wurde trocken. Gegen Schlingen dieser Art hatte ich einiges, denn ich erinnerte mich an ein Abenteuer in New York, als Gatano, ein untoter Henker, es fast geschafft hätte, mich ebenfalls in einem alten Keller zu erwürgen.

Damals war ich nur haarscharf mit dem Leben davongekommen. Und Henry Torry hatte das gleiche vor.

Wenn ich nur gewußt hätte, wo er so plötzlich hergekommen war. Eine Treppe konnte ich nämlich nicht entdecken, auch nicht, als ich an ihm vorbeischaute.

Ein wenig schwerfällig schritt Henry Torry auf mich zu, und die Schlinge machte jede seiner Bewegungen mit. Von ihm wußte ich, daß er einen Mord auf dem Gewissen hatte, und dafür sollte er auch büßen, das nahm ich mir fest vor.

Ich richtete nicht nur den Strahl der kleinen Lampe auf ihn, sondern auch meine Beretta. »Bleib stehen!« befahl ich.

Torry ging weiter.

»Bist du kugelsicher, Killer? Das glaube ich nicht…«

»Nein, er ist nicht kugelfest!«

Verdammt, die Stimme kannte ich. Sie gehörte Sheila, und schon sah ich Bill Conollys Frau. Etwa in Höhe des Mörders Torry löste sie sich aus der Düsternis und bewegte sich lautlos auf den Mann zu, wobei sie sich schützend vor ihn stellte.

Ich ahnte, was mir bevorstand und verzog das Gesicht.

»Wenn du ihn töten willst, John, mußt du zuerst mich erledigen!« machte mir Sheila klar.

»Geh zur Seite!« verlangte ich.

»Nein!«

»Sheila, bitte!«

Sie schüttelte den Kopf. Dabei kamen sie und Torry immer näher. Die Distanz schmolz mir zu schnell zusammen, und ich mußte mich innerhalb der nächsten Sekunden entscheiden.

Das tat ich auch.

Bisher hatte ich Sheila noch nie in meinem Leben angegriffen. Hier blieb mir nichts anderes übrig, denn sie selbst hatte mich in diese Zwangslage gebracht.

Sheila wollte zwar noch ausweichen, doch ich war einfach zu schnell.

An der Schulter bekam ich sie zu fassen, wuchtete sie herum und schleuderte sie gegen die Wand.

Sheila schrie wie eine Sirene, und ich hörte auch ihre keuchenden Worte. »Häng ihn auf, Henry! Los, häng ihn auf!«

Es waren seelische Treffer. So etwas hätte ich ihr niemals zugetraut. Sie stiftete einen anderen zum Mord gegen einen Freund an. Wie tief mußte sie im Bann des Teufels stecken.

Henry Torry schleuderte seine Schlinge. Er ließ sie dabei nicht los, aber er schien von seinem Ahnherrn eine gewisse Begabung mitbekommen zu haben, denn die Henkerschlinge näherte sich bedrohlich meinem Kopf.

Soeben noch riß ich meinen linken Arm hoch, traf die Schlinge und wuchtete sie zur Seite.

Dann traf ich Torry mit der Waffe!

Schon einmal hatte ich seine mörderische Kraft erlebt. Und jetzt wurde mir bewiesen, daß er auch einstecken konnte wie ein Herkules. Er schüttelte nicht einmal den Kopf, sondern ging weiter und drosch mit der Schlinge zu.

Sie klatschte gegen mein Gesicht.

Es war ein harter Hieb. Haut platzte auf und begann zu brennen. Blut rann aus den Wunden.

Ich riß die Arme hoch.

Beide Hände trafen. Ich hatte sie gekrümmt und erwischte Torry links und rechts am Hals.

Dabei glaubte ich, gegen Beton zu schlagen, denn er ließ sich nicht stoppen. »Der Teufel!« knurrte er. »Er hat mir als einzigem die neue Kraft gegeben, weil ich schon tötete. Und nun bist du der zweite auf meiner Liste.«

Er wollte mich mit einer Hand umfassen, ich aber war zu schnell, denn ich sprang zurück, und mein Gegner griff ins Leere.

Stoppen konnte ich ihn mit dem Kreuz!

Das setzte ich ein!

Ich stürmte in seinen nächsten Angriff einfach hinein, hielt mein Kreuz vorgestreckt und sah plötzlich die Angst in den Augen meines Gegners. Da wußte ich, daß ich gewonnen hatte.

Meine Hand rammte gegen seine Brust.

Es war wie eine Explosion. Zuerst hörte ich ihn schreien, dann wurde er von einer unheimlichen Kraft gepackt und nach hinten gerissen. Der Sog ließ ihn nicht los. Die Kräfte in meinem Kreuz hatten ihn voll erwischt, und er hob sogar vom Boden ab.

Der Aufschlag.

Henry Torry prallte gegen eine Wand, die ebenfalls wie ein Trichter wirkte und ihn zu sich holte.

Er wurde hineingezerrt.

Das Kreuz aber hatte auf seiner Brust ein Zeichen hinterlassen. An der Stelle schimmerte es groß, schwarz und verbrannt. Aus der Wunde drang dunkler Qualm, der ebenso in der Wand blieb wie Torry.

Das hatte ich geschafft.

Ausruhen konnte ich mich nicht, denn ich kreiselte herum, um mich Sheila zuzuwenden.

Sie hatte dem Kampf zugesehen. Ich leuchtete sie an und sah sie starr auf dem Fleck stehen, wobei sie die Arme erhoben und die Hände gegen die Wangen gepreßt hielt.

Ihre Blicke waren auf mich fixiert, und ich ging langsam auf sie zu.

»So, Sheila«, sagte ich. »Wir werden jetzt gemeinsam dieses Haus verlassen!«

Sie schüttelte den Kopf. Ihre blonden Haare peitschten um das Gesicht.

Dann sagte sie etwas, das mich erschreckte.

»Nur über meine Leiche, Geisterjäger!«

***

Bill Conolly hing an der Tür fest und schrie. Die Falle war zugeschnappt, und der herbeieilende Suko sah das Zittern, das Bill Conolly schüttelte.

Bill hielt sich zwar fest, dennoch war die Kraft so stark, daß er von der Tür weggedrückt und wieder dagegengewuchtet wurde. Die Schläge hallten Suko entgegen, und er rief mit lauter Stimme: »Halte dich, Bill, ich komme.«

Suko zog seine Dämonenpeitsche. Magie gegen Magie. Es war die einzige Chance, die ihm blieb.

Noch zwei gewaltige Sprünge, dann hatte er sein Ziel erreicht. Er schlug mit der Peitsche zu.

Die drei Riemen klatschten gegen die Tür.

Suko und Bill vernahmen nicht nur das Geräusch des Aufpralls, sondern auch ein seltsam helles Zischen, das ihnen entgegendrang. Und der Chinese hatte Erfolg gehabt.

Bill Conolly konnte seine Hand von der Klinke lösen, war aber zu schwach, um sich auf den Beinen zu halten. Schwer sackte er zusammen.

Suko stand keuchend neben ihm. Die Peitsche hielt er in der Hand. Auf seiner Stirn glänzte der Schweiß, und er atmete durch den offenen Mund.

»Okay?« fragte er.

Bill stöhnte, stützte sich mit einem Arm auf und versuchte, auf die Beine zu kommen.

Suko mußte ihm helfen.

»Das war hart!« flüsterte der Reporter. »Ich dachte, daß mir diese Tür den Arm abreißen würde.«

»Einen Vorteil hat es gehabt. Wir wissen jetzt, daß in der Bücherei einiges nicht mit rechten Dingen zugeht.«

»Und wo stecken John und Sheila?«

»Wahrscheinlich sind sie drin. Und wir werden jetzt auch reingehen.«
Suko sprach den Satz noch, als er bereits die Tür aufriß. Diesmal geschah nichts, alles war normal.

Im Haus war es nicht nur still, sondern auch stockfinster. Die beiden Freunde bohrten ihre Blicke in die Dunkelheit, doch sie konnten nichts sehen.

Bill hatte es eilig. Er dachte nur an Sheila und nicht an die Gefahren, die in dem Haus lauern konnten.

Davor warnte Suko. Er zog den Reporter zurück. »Nicht so hastig, Junge, das kann eine Falle sein.«

»Aber Sheila…«

»Wir werden sie schon raushauen.« Suko mußte den Freund zügeln. Es reichte, daß Sheila bereits in eine Falle gelaufen war.

Das Haus schluckte sie.

Genauso kam es den beiden vor, als sie sich in die Dunkelheit hineinschoben. Obwohl sie dicht beinander blieben, konnten sie sich nicht sehen, sondern nur ahnen.

Daß der Teufel hier sein Domizil aufgeschlagen hatte, war in diesen Augenblicken für beide nicht spürbar. Sie sahen weder von Sheila eine noch von ihren Gegnern.

Nur die Dunkelheit lag vor ihnen.

»Verdammt, wir brauchen Licht!« Suko hörte das scharfe Flüstern des Reporters.

»Nein!«

»Aber…«

»Denk an die Zielscheibe.« Suko machte sich Vorwürfe, den guten Bill überhaupt mitgenommen zu haben. Der Reporter dachte nicht mehr logisch und nüchtern. Für ihn gab es nur noch Sheila, seine Frau. Da vergaß er alles andere. Wenn sie tatsächlich Lampen einschalteten, konnten sie aus dem Dunkeln leicht erschossen werden, deshalb hatte Suko das Wort Zielscheibe erwähnt.

Sie tasteten sich weiter voran. Die Sinne des Chinesen waren besonders gespannt. Man konnte Suko als einen übersensiblen Menschen bezeichnen, der auf Gefahren immer sehr schnell reagierte und sie auch vor den meisten anderen bemerkte. Auch hier lauschte er in die Dunkelheit hinein und hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein, sondern belauert zu werden. Irgendwo vor ihnen steckten die Gegner.

Sie gingen weiter.

Nur sehr kleine Schritte brachten sie voran, und sie hielten selbst den Atem an solange es möglich war, denn sie wollten sich nicht zu früh verraten.

Die Gegenseite ließ sie kommen.

Bisher war es still gewesen, plötzlich vernahmen sie ein Geräusch. Es

waren Stimmen.

Ein Mann und eine Frau redeten, aber sie waren nicht in der Nähe, sondern weiter entfernt.

Suko hörte seinen Freund Bill scharf atmen. Dann seine erstickt klingende Stimme. »Das war doch Sheila…«

Auch Suko hatte die Stimme vernommen und Sheila ebenfalls erkannt.

Die andere gehörte John.

Darauf achtete Bill nicht. Er dachte nur an seine Frau. »Sheila!« Er sprach schon lauter und brachte sich dabei in Gefahr. »Mein Gott, Sheila, ich komme!«

»Bill, bleib hier!«

Der Reporter war nicht mehr zu halten. Er stürmte vor, und Suko vernahm seine dumpfen Schritte.

Bis Bill einen Schrei ausstieß.

Keinen Laut des Schmerzes, sondern eher einen der Überraschung, und diesmal reagierte auch Suko. Er holte seine kleine Lampe hervor, schaltete sie ein und sah die Bescherung.

Keine Monstren oder Teufelsdiener hatten den Reporter erwischt, sondern ein großes Loch am Boden. In das war er hineingetreten und hatte sich nicht mehr halten können.

Bill mußte im Keller gelandet sein.

Suko wollte natürlich hinterher, dagegen aber hatten zwei Teufelsdiener etwas.

Es war Frederice Landon mit dem gefährlichen Messer, außerdem Luang mit seiner noch gefährlicheren Nunchaki.

Die beiden schirmten das Loch im Boden ab, und ihr Grinsen zeigte an, daß sie Suko längst auf ihre Todesliste gesetzt hatten…

***

»Nur über meine Leiche, Geisterjäger!« So hatte mir Sheila entgegengehalten, und sie sah so aus, als würde sie ihre Worte auch in die Tat umsetzen.

Ich wollte mich damit nicht abfinden und schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila, du gehörst nicht zum Teufel. Ich werde dich aus diesem Keller schleifen, und wenn es sein muß, an den Haaren. Aber hier bleibst du mir nicht!«

Sie lachte hart. »Komm doch her, verdammter Geisterjäger. Komm ruhig näher. Mein Vater wird mich schon beschützen. Er hat es mir gesagt. Sein Gesicht sorgt dafür, daß mir nichts passieren kann.«

»Es ist eine Fälle, Sheila«, sagte ich mit eindringlicher Stimme. »Man will dich da hineinlocken. Nicht dein Vater will dich, sondern der Teufel. Und er hat dich schon. Sieh das ein, Sheila!«

Sie sagte etwas, das mich erschreckte. »Der Teufel steht meinem

Vater zur Seite. Da ich eine gehorsame Tochter bin, gehorche ich auch dem Satan! Daran kannst du nichts ändern.«

»Und du hast alles vergessen?«

»Was denn schon?« Sie lachte mir bei dieser Frage zusätzlich noch ins Gesicht.

»Deine Familie. Du hast einen Mann und einen Sohn, Sheila!«

»Sicher, aber was soll's? Ich habe eine andere Aufgabe gefunden, die mich sehr reizt. Und jetzt laß mich in Ruhe, Geisterjäger. Ich will dich nicht mehr sehen!«

Das konnte ich mir vorstellen. Wer so redete wie Sheila, durfte nicht anders handeln. Doch ich hatte etwas dagegen. Manche Menschen muß man eben zu ihrem Glück zwingen.

Dazu gehörte Sheila.

Ich besaß eine Waffe, die das Problem vielleicht aus der Welt schaffen konnte.

Es war das Kreuz!

In der rechten Hand hielt ich es und streckte meinen Arm vor. »Sollte der Teufel in dir stecken«, sagte ich leise, »dann wird mein Kreuz ihn aus dir treiben, das verspreche ich dir!«

Sheilas Gesicht verzerrte sich. Sie wollte weiter zurück, aber da war die Wand, die sie stoppte. Deshalb duckte sie sich zusammen, streckte ihre Arme vor und spreizte abwehrend die Hände.

»Nein, nein! Bleib mir vom Leib, verdammt!« Noch nie hatte ich sie so reden gehört.

Ich durfte keine Rücksicht kennen.

Sheila drückte sich nach rechts, da sie zurück nicht mehr konnte. Sie schabte an der Wand entlang, aber ich egalisierte ihre Bewegungen durch meine eigenen Schritte und hatte sie wieder vor mir.

Da geschah etwas, womit keiner von uns gerechnet hatte.

In meinem Rücken hörte ich ein Geräusch. Es war ein hartes Klatschen, ein Aufprall, und ich erinnerte mich daran, daß ich diesen gleichen Laut verursacht hatte, als ich durch das Loch im Boden gefallen war.

Jemand war gekommen.

Ich flirrte herum.

Es war düster, und aus der Finsternis schwang mir nur ein Stöhnen entgegen.

Der Lampenstrahl war zwar fingerdünn, dennoch reichte seine Kraft aus, um die Person zu erfassen, die geduckt auf dem Kellerboden saß, jetzt zur Seite kippte, ein Bein angewinkelt hatte und sich den Knöchel rieb, wobei sein Gesicht schmerzverzogen war.

Bill Conolly!

***

Die Frau hatte das Messer, der Malaie die Nunchaki!

Für Suko gab es keine Frage, daß die beiden ihm keinen Schritt nach vorn kommen lassen wollten. Sie würde mit allen Mitteln versuchen, ihn zu stoppen.

Die kleine Lampe konnte er ausschalten, denn ein anderes Licht erhellte einen Teil des Raumes. Es drang aus dem Boden und verließ auch die Körper der beiden Satansdiener, wobei sie Suko wie in einer Wolke schwebend vorkamen.

Luang hielt die beiden Stöcke fest. Als er die Hände bewegte, klirrten auch die Kettenglieder. Eine Musik, die Suko nicht mochte, denn sie konnte für ihn zu einer Todesmelodie werden.

Aus dem Mund des Mannes drang ein Zischen, als stünde eine gefährliche Schlange dicht vor dem Angriff.

Und so kam Suko der Mann auch vor. Er war zwar klein, aber durchtrainiert und geschmeidig.

Von Suko aus gesehen, standen sie vor dem Loch und brauchten es nicht erst zu überspringen, wenn sie den Chinesen angreifen wollten. Es war völlig natürlich, daß sich Suko auf den Mann konzentrierte, und damit hatten die beiden auch gerechnet und sich deshalb einen Trick ausgedacht.

Frederice griff an.

Sie kam mit ihrem Messer, das eher einem Schraubenzieher glich, und wollte die Spitze in Sukos Brust bohren.

Der Chinese schlug zu.

Sogar Luang erschrak, als er erkannte, mit welchen Reflexen der Inspektor ausgestattet war. Sein linker Haken erwischte die springende Frau in der Luft.

Es klatschte, die Landon schlug fast einen Salto und verschwand. Sie krachte dumpf zu Boden. Danach war von ihr nichts mehr zu hören.

Luang glitt zur Seite. Seine Augen funkelten tückisch. Das graue Licht hüllte ihn konturenklar ein, und Suko hatte keine Lust, sich auf einen langen Kampf einzulassen. Er wechselte die Dämonenpeitsche in die linke Hand, um an die Beretta zu gelangen.

Der Malaie ließ ihn die Waffe ziehen. Dann reagierte er. Diesmal wurde Suko überrascht. Luang benutzte seine Nunchaki als Schlagwaffe. Er löste eine Hand von dem Griff und schleuderte die Nunchaki dann vor, wobei der losgelassene Holzstab immer länger zu werden schien und Kurz auf Sukos Hand nahm.

Der Chinese konnte seinen Arm nicht mehr rechtzeitig zur Seite nehmen. Zwar wurden die Finger kaum getroffen, dafür die Beretta, die sich plötzlich selbstständig machte und Sukos Fingern entglitt. Sie blieb dicht neben der Öffnung liegen, und Suko konnte sich nicht mehr um die Waffe kümmern, denn nun kam Luang.

Es war ein Teufel, und ein meisterhafter Beherrscher seiner

Nunchaki.

Längst hatte er seine Waffe wieder normal in die Hand genommen, damit er die Kette um Sukos Körper oder Hals schlingen konnte.

Der Chinese sah das Blitzen der Kettenglieder, sprang zurück und wurde nur gestreift.

Luang war wie ein Panther. Wieder schlug er mit seiner Nunchaki, der Knüppel traf Suko an der Schulter, und der Inspektor ging für einen Moment in die Knie.

Sein Gegner stürzte auf ihn zu. Die Kette wirbelte und klirrte, prallte gegen Sukos Stirn und schleuderte den Chinesen auf den Rücken. Doch Suko verwandelte diesen Sturz in eine Rolle rückwärts und stand sofort wieder auf den Füßen.

Seine Peitsche hatte er nicht verloren. Diese Waffe beherrschte er ebenso gut, wie sein Gegner die Nunchaki.

Dicht über den Boden führte Suko den Schlag, und die drei Riemen erwischten Luang in Kniehöhe. Sie wickelten sich um seine Beine, er kam nicht mehr zum nächsten Treffer, und er wurde durch einen heftigen Ruck zu Boden gerissen.

Diesmal lag er.

Aber er war nicht ausgeschaltet. Trotz der gefesselten Beine schwang er seinen Oberkörper hoch, hielt wieder beide Griffe der Waffe fest, und zwischen ihnen war die Kette straff gespannt.

Er wollte sie Suko gegen den Hals rammen.

Da erwischte ihn der Tritt. Der Chinese hatte sein Knie hochgerissen…

Luang erreichte die Kehle des Inspektors nicht mehr, sondern kippte wieder nach hinten. Federnd kam er auf. Ein anderer hätte sich vielleicht die Knochen gebrochen, aber dieser Kämpfer schien Gummi unter der Haut zu haben. Noch immer war es ihm nicht gelungen, die drei Peitschenriemen von seinen Beinen zu lösen. Suko dachte auch nicht daran und ließ, als sein Gegner in die Höhe schnellte, die Handkante nach unten sausen.

Ein Treffer.

Luang schien noch in der Luft zu erstarren. Die Kraft verließ ihn, und als er aufschlug, war er längst bewußtlos.

Suko atmete auf. Das war geschafft. Er gab ehrlich zu, daß ihm dieser Gegner verdammt viel Schwierigkeiten bereitet hatte, und wenn er über sein Gesicht strich, fühlte er das Blut, das aus den Wunden rann, die die Nunchaki hinterlassen hatte.

Der Inspektor hob seine Beretta auf. Ihm fiel ein, daß er nicht allein gekommen und Bill in das Loch gestürzt war.

Sehen konnte er kaum noch etwas. Doch in der Tiefe bewegte sich ein heller Streifen, und er vernahm auch den gellenden Schrei seines Freundes Bill Conolly.

***

Er rief verzweifelt den Namen seiner Frau!

Der Reporter wollte sich in die Höhe stemmen, doch er schaffte es nicht.

Mit einem Wehlaut auf den Lippen knickte er zusammen, und sein Gesicht verzerrte sich.

Ob er Sheila entdeckt hatte oder nicht, das wußte ich nicht. Jedenfalls reagierte er nicht auf ihre Anwesenheit.

Dafür sie!

Bevor ich es verhindern konnte, hatte sie sich von der Wand abgestoßen und war an mir vorbeigerannt. Ich sah ihre Gestalt im Schein der Lampe, und erst jetzt bemerkte Bill Conolly, wer da auf ihn zugelaufen kam.

»Sheilaaaa!«

Noch nie in meinem Leben hatte ich den Freund so schreien hören.

Seine Stimme überschlug sich, er brüllte voller Verzweiflung den Namen seiner Frau und versuchte trotz des gestauchten Knöchels in die Höhe zu kommen, wobei er Sheila die Arme entgegenstreckte.

Im nächsten Moment geschah etwas, das mir durch und durch ging und mich innerlich schrecklich aufwühlte.

Aber noch härter mußte es Bill getroffen haben, denn er glaubte daran, daß Sheila zu ihm zurückkehren würde. Es sah auch danach aus, denn sie lief auf den knienden Bill zu und hob im Lauf plötzlich ihren rechten Fuß, wobei sie in dem Moment zutrat, als sie sicher war, Bill auch zu erwischen.

Ich konnte es kaum fassen. Sheila hatte ihren Fuß gegen Bills Kinn gerammt. Ihr Mann flog zurück, er riß die Arme hoch, ein Schrei löste sich aus seiner Kehle, dann fiel er nach hinten, und Sheila setzte mit einem Satz über ihn hinweg, als wäre er nicht ihr Mann, sondern ein völlig Fremder.

Auch ich konnte es nicht fassen und stand da, wie vom Donner gerührt, während Sheila tiefer in den Gang hineintauchte, bis sie meine hallende Stimme einholte.

»Sheila, bleib stehen!«

Sie stoppte tatsächlich, drehte sich um, und ich sah um ihren Körper einen rötlichen Schein, der auch einen Stich ins Grünliche besaß. Da war mir klar, daß Asmodis inzwischen eingegriffen hatte.

Zwischen ihr und mir lag noch Bill. Er hatte seine Hände gegen die untere Gesichtshälfte gepreßt und schaute über seine Finger hinweg. Dabei drehte er mir den Rücken zu und blickte Sheila an.

Eine Hand löste er vom Gesicht, und es wurde eine schrecklich hilflose Geste, mit der er seinen Arm ausstreckte, als wollte er dadurch seine Frau zurückhalten.

»Sheila…« Dumpf und stöhnend stieß er den Namen aus, aber sie

hörte oder wollte ihn nicht hören, denn auch hinter ihr war wie ein alles verzehrender Schatten jemand erschienen.

Der Teufel!

Wieder zeigte er sich in seiner häßlichen Gestalt und mit der knallroten Kappe auf dem Schädel. Der Rauch der Hölle umwallte ihn wie ein Vorhang, und nur sein Gesicht kristallisierte sich klar und deutlich hervor.

»Komm!«

Ein Wort stieß er aus. Es war an Sheila gerichtet, die es hörte, sich drehte und…

Würde sie ihm folgen?

Ja, sie ging! Es war unglaublich, aber sie gehorchte dem Satan und brach damit die Brücken zu uns hinter sich ab.

Bill konnte es nicht fassen. Sein gellendes »Nein!« hallte durch den düsteren Keller. Er hielt die Hand noch immer ausgestreckt, aber Sheila näherte sich immer mehr dem Herrscher der Hölle.

Die Flammen der Wut und der Enttäuschung schlugen über mir zusammen. Ich konnte einfach nicht mehr klar denken, und was ich anschließend tat, glich einem Verzweiflungsakt.

Ich schleuderte meine stärkste Waffe hinter Sheila her. In diesem Augenblick war es mir egal, ob ich das Kreuz verlor, ich wollte Sheila nur retten.

Sie sollte nicht auch noch so enden wie Jane und Nadine.

Doch jemand machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Suko!

***

Als ich das Kreuz schleuderte, da ließ er sich fallen. Er wollte in den Keller.

Suko stöhnte auf, so heftig war das Silberkreuz gegen seinen Körper geprallt und wurde in seiner Bahn gestoppt.

Sheila konnte gehen, während das Kruzifix zu Boden prallte und dicht neben Bill Conolly liegenblieb.

Ich hätte im Boden versinken können. So aber stand ich nur da und starrte Sheila nach, die den Teufel bereits erreicht hatte. Der Satan streckte seine Klaue aus, und Sheila griff zu.

Kontakt!

Für einen Moment flimmerten die Umrisse ihrer schmalen Gestalt. Dann hatte sie die Wand verschluckt, und sie verschwand zusammen mit dem Herrn in einem Reich, zu dem wir keinen Zutritt besaßen.

Als letztes hörten wir das schaurige Lachen des Höllenfürsten. Er hatte gewonnen…

***

Wir saßen im Keller und sprachen kein Wort. Niemand machte dem

anderen einen Vorwurf, wobei ich wußte, daß Suko sich ärgerte wie selten in seinem Leben.

Ich hockte neben Bill und schaute meinen Freund an, der apathisch ins Leere starrte. Hin und wieder zuckte sein Gesicht. Die Wangen waren naß, und er mußte öfter schlucken als gewöhnlich.

»Sheila!« Manchmal flüsterte er den Namen. Ein Hauch nur, kaum zu verstehen.

Bill machte Schreckliches durch. Die vergangenen Stunden hatten ihn in einen gebrochenen Menschen verwandelt.

Ich wußte nicht einmal, wieviel Zeit vergangen war, doch irgendwann stand Suko auf. Er blieb vor mir stehen und schaute mich an. »Ich weiß, John, daß ich es verbockt habe. Wenn ich nicht gesprungen wäre, hätte das Kreuz Sheila erreicht, aber…«

»Hör auf!« fuhr ich ihn an. »Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, verdammt…«

»Doch John, die mache ich mir. Ich schwöre dir, ich werde Sheila zurückholen. Und wenn ich dazu selbst in die Hölle gehen muß!« Es waren harte Worte.

Ich hörte seine Schritte verhallen…

Bill und ich blieben zurück. Ich konnte meinen alten Freund in diesen Minuten nicht allein lassen. Er hockte auf dem Boden und starrte die Wand an, in der Sheila verschwunden war.

»John?« fragte er, »ist sie wirklich weg?«

»Ja.«

»Erst Nadine, dann Jane Collins, nun sie. Alles geht kaputt, John. Die andere Seite ist doch stärker. Wir kommen nicht dagegen an, ich… ich spüre es…« Seine Stimme erstarb.

Ich wollte ihm etwas antworten, aber er hatte im Prinzip recht. Denn es hatte Augenblicke gegeben, in denen ich ebenso gefühlt hatte.

»Wir müssen hoch, Bill«, sagte ich. »Komm!«

Mein Freund ließ sich von mir aufhelfen. Wir gingen den gleichen Weg, den auch Suko genommen hatte. Keiner von uns warf noch einen Blick zurück. Auch eine Treppe fanden wir und gelangten ins Freie.

Dort wartete Suko.

Auch Earl Nickel hatte meine Kugel überlebt. Er lag am Boden, versehen mit einem Notverband. Die anderen standen neben dem Chinesen und hielten die Blicke gesenkt.

Zu einem Mord war es bei ihnen noch nicht gekommen, aber der Satan hatte dennoch sein Ziel erreicht.

Sheila war bei ihm!

Frederice Landon und Luang brauchte er nicht mehr. Earl Nickel ebenfalls nicht.

Uns aber standen schwere Zeiten bevor…

ENDE des ersten Teils